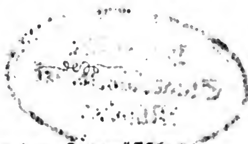
Die Brandmänner.



Von

Elie Berthet.



Aus dem Französischen

von

A. Kretzschmar.



Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1857.
Hartleben's Verlags-Expedition.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Bei Abfassung eines Werkes, welches offen den Titel »die Brandmänner« führt, hat der Verfasser nicht blos die Absicht gehabt, rührende Scenen und dramatische Effecte aufzusuchen.

Der moderne Roman hat, hierin den Verirrungen gewisser ausländischer Literaturen folgend, große Verbrecher, welche sich offen gegen das Gesetz und die Gesellschaft empört haben, nach unserer Ansicht viel zu sehr idealisirt. Sey es nun, um lebhafte Gegensätze in den Characteren aufzustellen, sey es, um dadurch irgend eine philosophische Chimäre zu unterstützen, hat er sich oft darin gefallen, die Räuberhauptleute bald als galante und artige Fra Diavolos, bald als gefallene Engel darzustellen, welche trotz ihrer Erniedrigung noch den Charakter ihrer ursprünglichen Größe bewahren.

Uns scheint in dieser Tendenz eine wirkliche Gefahr zu liegen. Kann es nicht in der That geschehen, daß feurige, nur flüchtig denkende Gemüther das glänzende Phantasiegebilde des Romandichters für eine Wirklichkeit halten? Steht nicht zu fürchten, daß sie den Irrthum der schönen Minna Troïl theilen, welche in einem gemeinen Seeräuber unserer Zeit einen jener

tapfern Abenteurer des Nordens Jah, dessen Heldenthaten die Barden des Alterthums besangen?.

Um so viel an uns ist gegen diesen beklagenswerthen Hang zu protestiren, haben wir die »Brandmänner« geschrieben. Wir haben die Banditen zeigen wollen, wie sie sind, ohne sie in Sammt zu drapiren, ohne sie auf Stelzen zu stellen.

Da man aber in einem solchen Falle der Verleumdung der Menschheit angeklagt werden könnte, so machen wir dem Leser bemerklich, daß die abscheulichen Individualitäten, welche hier vor ihm erscheinen werden, durchaus nicht Geschöpfe der Einbildungskraft sind. Ungeheuer dieser Art erfindet man nicht.

Wir haben vielmehr ihren Charakter, so wie er aus den amtlichen Nachrichten über ihren Prozeß, ihre Lebensweise, ihre Eigenheiten, ja sogar ihre Kleidung hervorgeht, mit gewissenhafter Genauigkeit reproducirt. Wenn das Ganze ziemlich abstoßende Bilder liefert, so erinnern wir daran, daß man das, was den Haß und die Verachtung der Rechtschaffenen wirklich verdient, niemals allzuhassenswerth machen kann.



I.

Die Landstraße.

Ein Reisender ritt eine staubige Straße einige Stunden von Nogent - le - Rotrou entlang. Die Sonne goß förmliche Ströme von Licht und Hitze auf das bergige und waldige Land dieses Theiles der Perche herab, welche durch ihre Abwechselung einen auffallenden Gegensatz zu den fruchtbaren aber glatten Ebenen der Beauce, ihrer Nachbarin, darbot.

Dieses Land stand übrigens noch im ganzen Glanze seiner Frühlingsvegetation. Diese Wälder, welche Napoleon später als die schönsten Holzschläge Europa's bewunderte, strahlten von üppigem Grün. Das hohe Gras der Thäler verbarg in dem Augenblicke, wo es unter der Sichel fallen sollte, mit seinen Blumen die klaren belebenden Gewässer, welche diese Frische nährten. Die noch grünen Saaten, deren Aehren eben erst ihre Hülle zu durchbrechen begannen, wallten von dem launenhaften Hauch des leichten Windes hin- und hergetrieben.

Trotz dieser Anzeichen von Gedeihen aber bot das Land keine Belebtheit dar. Diese schönen Ernteaussichten schienen nicht die Freude der Arbeiter zu erwecken, welche schweigend an ihr gewohntes Tagewerk gingen. Es war als ob ein unheilvoller Einfluß auf diesen vom Himmel so sehr begünstigten Gegenden lastete.

Man lebte damals nemlich im Jahre 1793. Das Brot war rar und theuer. Der Bürgerkrieg hatte eben so wie der Krieg mit dem Auslande die ländlichen Wohnungen entvölkert. Das Geld versteckte sich und war durch Assignaten ersetzt und mehr als dies alles, unheimliche Gerüchte, welche wie pestilenzialische Winde über die Bevölkerung hinstrichen, erhielten diese in unaufhörlicher Unruhe.

Die ziemlich schlecht unterhaltene Straße bot daher durchaus nicht den lebendigen heitern Anblick dar, den sie zu andern Zeiten dargeboten haben würde, der so offene und freimüthige Charakter der Bauern der Perche war plötzlich mißtrauisch und schweigsam geworden. Die wenigen Landleute, welchen der Reiter begegnete, warfen ihm scheue oder forschende Blicke zu. Die meisten wendeten den Kopf weg und thaten, als ob sie ihn gar nicht bemerkten.

Einige keckere oder vielleicht furchtsamere riefen ihm im Vorübergehen ein »Gruß und Brüderlichkeit, Bürger!« zu, worauf der Unbekannte auf dieselbe Weise antwortete.

Dennoch aber schien sich kein Gespräch zwischen ihnen entspinnen zu wollen, wie dies zwischen Leuten, die einen und denselben Weg machen, sonst oft geschieht und die Bauern beeilten sich mit sichtbarer Unruhe, irgend eines jener schönen Gehöfte zu erreichen, mit welchen das Land besäet war.

Der Reisende war indessen weit entfernt, eine abstoßende Physiognomie zu haben, wohl aber war sein Costüm von der Art, daß die Landleute nach ihrer Ansicht dadurch sich veranlaßt sehen mußten, sich vor ihm in Acht zu nehmen.

Er trug nemlich einen militärisch aufgekrämpten Hut mit der Nationalcocarde. Sein langes wallendes Haar fiel auf eine aus mehren Ellen Mousselin bestehende hohe Cravate herab. Seine Jacke, oder was man damals eine Carmagnole

nannte, und seine Beinkleider waren von weiß, roth und blaugestreiftem baumwollenen Zeuge. Mehre dreifarbige Taschentücher, die man Taschentücher à la nation nannte, dienten ihm als Gürtel und seine muskelstarken Beine verschwanden in weichen Stiefeln ohne Sporen.

Diese Kleidung, welche damals die eines stutzerhaften Patrioten war, trug viel zu dem fast feindseligen Empfange bei, den der Reiter bei den Bauern der Perche fand, die mit Grund in dem Verdacht standen, Parteigänger der alten Regierung zu seyn.

Nichtsdestoweniger schien, wie wir bereits gesagt haben, der Mann, welcher diese Kleidung trug, nicht so viel Mißtrauen einflößen zu sollen. Es war ein junger rüstiger gutgewachsener junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von sanften Zügen und freundlichen, artigen Manieren. Sein blaues Auge, sein zum Lächeln geschaffener Mund verriethen durchaus keinen unbarmherzigen Menschen. Der einzige zweifelhafte Ausdruck, welchen man auf seinem edlen und regelmäßigen Gesichte bemerkte, war eine gewisse Befangenheit, welche mit dem Sansculottencostüm in Widerspruch stand. Auch durfte man vielleicht den Unbekannten nicht unbedingt nach seinem Aeußern beurtheilen.

Der Reiter trieb sein Pferd fortwährend an, als ob ihm viel daran läge, das Ziel seiner Reise zu erreichen und der schlechte auf diese Weise angespornte Miethgaul schlug schwerfällig mit seinem vierfachen Hufe das einsame Pflaster.

Plötzlich that er einen Seitensprung und begann sich um sich selbst zu drehen, indem er sich zugleich erschrocken aufbäumte.

Dem jungen Mann, der ein ziemlich schlechter Reiter war, gelang es endlich doch, den Gaul zu bemeistern, aber

er konnte ihn dennoch nicht dahinbringen, daß er eine gewisse Stelle des Waldes überschritt, und suchte daher mit dem Blicke die Ursache dieses hartnäckigen Widerstandes.

An dem Rande der Straße, am Fuße eines jener kleinen Stege, welche den Fußgängern gestatten, über die Zäune und Einfriedungen hinwegzusteigen, ohne zugleich das auf der Weide befindliche Vieh durchzulassen, lag ein Mann unbeweglich und mit dem Gesicht auf den Boden ausgestreckt.

Dies war der Grund des Erschreckens des stätischen Gaules, eines so gewaltigen Erschreckens, daß es unmöglich war, ihn auch nur einen Schritt weiter zu bringen.

Der Reisende, welcher glaubte, der auf dem Boden liegende Mann sey eingeschlafen, rief ihn mit lauter Stimme an, erhielt aber keine Antwort.

Nun stieg er ab, fuhr mit dem Arm durch den Zügel des Pferdes, welches aus allen Kräften Widerstand leistete, und näherte sich, um zu sehen, was es hier eigentlich gäbe.

Der so im Staube liegende Mann hatte das Aussehen eines jener Hausirer, welche auf dem Lande umherziehen, um allerhand wohlfeile Waaren zu verkaufen. Ein Kasten von dünnen Bretern, welcher seine Waaren enthielt, lag zerbrochen neben ihm. Bekleidet war er mit einer Jacke und einer Weste von blauem Tuche, Beinkleidern von sogenanntem Ratin und weißen Strümpfen. Sein hoher langhaariger Hut und sein dicker Knotenstock waren einige Schritte weit von ihm hinweggerollt.

Der junge Mann in der Carmagnole rüttelte ihn sanft und rief ihn abermals an, aber wieder ohne Erfolg.

Dann versuchte er ihn umzudrehen, um ihm ins Gesicht sehen zu können. Die Züge des Hausirers waren von schwarzem, rundgeschnittenem Haar eingefaßt, und männlich schön,

obschon sehr von der Sonne verbrannt und verriethen einen Mann von ungefähr dreißig Jahren, dessen Körperkraft eine durchaus nicht gewöhnliche seyn mußte.

In dem gegenwärtigen Augenblick lag in diesen Zügen ein wilder und drohender Ausdruck, vielleicht aber war dieser die Wirkung einer breiten Wunde, welche die Stirn des Unbekannten durchsurchte und aus welcher schwarzes Blut auf die Steine des Weges gespritzt war.

Der Reisende hielt ihn für todt. Dennoch aber wollte er, durch ein Gefühl von Humanität getrieben, sich überzeugen, ob nicht vielleicht noch ein Lebensfunke in diesem unbeweglichen Körper zurückgeblieben sey. Er bediente sich seines Taschentuches, um das Blut zu stillen, und befestigte es endlich in Form einer Bandage um die Wunde herum. Dann begann er die Glieder des Verwundeten zu reiben und ihm in die Hände zu klopfen.

Ein wenig frisches Wasser wäre ohne Zweifel wirksamer gewesen als alle diese Hilfsmittel, aber es war keines in der Nähe zu haben. Uebrigens blieben auch diese eifrigen Bemühungen ohne Erfolg und der Unglückliche gab immer noch kein Lebenszeichen von sich.

Nun zweifelte der junge Mann in der Carmagnole nicht mehr an dem wirklichen Tode des armen Teufels, und sich emporrichtend überlegte er, was er wohl in einem solchen Falle zu thun habe.

Zu seinen Füßen lag eine alte lederne Brieftasche, die ohne Zweifel dem Hausirer aus der Tasche gefallen war. Um einige Aufschlüsse über das Opfer dieses tragischen Ereignisses zu erhalten, hob der junge Mann die Brieftasche auf und öffnete sie.

Unter mehren unbedeutenden Papieren entdeckte er drei

Pässe, die von verschiedenen Behörden auf Personen von verschiedenen Namen ausgestellt waren, obschon dieselben eine wie die andere das Gewerbe eines herumziehenden Handelsmannes ausübten.

Das Sonderbarste hierbei aber war, daß das Signalement einer jeden dieser Personen ganz genau mit dem des Unbekannten übereinstimmte, welcher also je nach den Umständen und nach Belieben einen dieser drei Namen sich beilegen konnte.

Dieser eigenthümliche Umstand brachte den Reisenden auf den Gedanken, daß er es vielleicht mit einem Verbannten zu thun habe, der sich unter diese Verkleidung gesteckt habe, um seinen Kopf zu retten.

Er begann deshalb ihn mit mehr Aufmerksamkeit zu besichtigen, vergebens aber suchte er in der Person oder Kleidung dieses räthselhaften Individuums irgend ein Anzeichen, welches den zurückgekehrten Emigrirten oder den herabgekommenen Aristokraten verrathen hätte.

Es war keinerlei Schmuck an ihm wahrzunehmen. Sein Hemd von grober Leinwand, seine mit eintättowirten Figuren bedeckten Arme, seine rauhen schwieligen Hände — alles bewies, daß das Aeußere dieses Mannes nicht täuschen konnte. Es war wirklich einer jener Hausirer, welche damals in allen Provinzen des vormaligen Königreiches Frankreich so zahlreich waren.

Während der Reiter noch mit dieser nähern Besichtigung beschäftigt war, schien es ihm, als ob der so lange unbewegliche Körper endlich eine leichte Bewegung gemacht hätte.

Durch dieses günstige Symptom ermuthigt, begann er sein Frottiren mit neuem Eifer. Diesmal hatte er die Freude, zu bemerken, daß seine Mühe nicht vergeblich war.

Die Bewegungen des Verwundeten wurden immer bemerkbarer, die Farbe erschien wieder auf seinen gebräunten Wangen, so daß der mitleidige Reisende glaubte, ihn in Ruhe lassen und der Natur allein erlauben zu müssen, die so glücklich begonnene Reaction vollständig zu machen.

Es dauerte nicht lange, so zuckte der Hausirer krampfhaft zusammen und ein halb unverständlicher Fluch entrang sich seinen Lippen. Dann versuchte er sich auf eine Hand emporzustützen, während er mit der andern einem unsichtbaren Feind zu drohen schien. Diese noch zu frühen Anstrengungen erschöpften ihn ohne Zweifel, denn er fiel mit dem Gesicht wieder auf die Erde nieder und ward abermals vollständig unbeweglich.

Endlich nach Verlauf von einigen Minuten setzte er sich in die Höhe und begann sich mit verstörten, scheuen Blicken umzusehen.

»Wohlan, Bürger, fühlt Ihr Euch jetzt besser?« fragte der junge Mann in der Carmagnole.

Der Hausirer antwortete nicht. Diese unbekannte obschon freundliche Stimme schien ihm mehr Furcht als Dankbarkeit einzuflößen. Er heftete auf den gefälligen Reisenden einen harten und wilden Blick, als ob er die guten Absichten, die man mit ihm hatte, noch gar nicht zu würdigen wüßte.

»Wohlan, Freund!« fuhr sein Wohlthäter fort, »fasset Muth. Ich hoffe, daß eure Wunde keine gefährliche ist. Erlaubt mir aber, Euch in das nächste Haus zu führen, damit man Euch auf angemessene Weise verbinden kann.«

Der Hausirer bewahrte immer noch dasselbe Schweigen, obschon er recht wohl im Stande seyn mußte zu antworten, wäre es auch nur durch Zeichen und kurze Worte geschehen.

Seine Augen hefteten sich jetzt mit einem ganz besonde-

ren Interesse auf die lederne Brieftasche, welche der junge Mann mechanisch in der Hand hielt.

Der Reisende errieth seine Gedanken und überreichte ihm den Gegenstand, welchen der Andere begierig ergriff und eiligst verschwinden ließ.

Die Gefälligkeit aufs Aeußerste treibend, hob der junge Mann auch den Waarenkasten, den Stock und den Hut auf und legte alles dies vor den Verwundeten.

Dieser setzte den Hut auf den Kopf, packte seinen Knüppel, wie um sich damit zu vertheidigen, und zeigte, durch diese Wiederbesitzergreifung, wie es schien, einigermaßen wieder beruhigt, weniger Befangenheit und Mißtrauen.

Da er indeß immer noch bei seinem Schweigen beharrte, so sagte der Andere ungeduldig zu ihm:

»Aber seyd Ihr denn taub, Bürger? seyd Ihr stumm? Ihr könnt Euch wenigstens nicht weigern, mir zu sagen, wer die Uebelthäter sind, die Euch in den erbärmlichen Zustand versetzt haben, in welchem ich Euch fand. Kennt Ihr sie? Nach welcher Seite hin sind sie entflohen? Fürchtet nichts von mir. Ich bin der Friedensrichter im Canton N*** und meine Pflicht als Magistratsperson legt mir die Verbindlichkeit auf, mich von den Verbrechen und Vergehen zu unterrichten, welche innerhalb meiner Jurisdiction begangen werden.«

Diesmal machte der Hausirer eine unverkennbare Geberde des Mißtrauens. Dennoch aber schien er sich Gewalt anzuthun und antwortete, indem er den Kopf wegwendete:

»Wer hat Euch denn gesagt, Bürger, daß es sich hier um ein Verbrechen handelt? Ich habe zufällig einen unglücklichen Sturz gethan.«

»Zufällig? Das ist unmöglich!«

»Und doch ist es vollkommen wahr,« fuhr der Verwundete fort, dessen Stimme, so wie er seine Geistesgegenwart wieder erlangte, sanfter ward und endlich einen vollkommen überredenden biedern Ton gewann. »Ich war nach dem Gehöfte gegangen, welches Ihr da unten seht, um den guten Leuten, die dort wohnen, meine Waaren anzubieten. Auf dem Rückweg schlug ich, um so kurz als möglich wegzukommen, den Fußsteig ein, welcher über die Wiesen nach der Landstraße führt. Als ich diesen letzten Steg überstieg, that ich einen Fehltritt, die Wucht meines Kastens riß mich nieder und ich that einen schweren Fall. Mit dem Kopfe schlug ich auf diese spitzen Steine und das hat mich betäubt. Jetzt geht es jedoch wieder besser, denn ich bin nicht sehr verzärtelt, dafür stehe ich Euch.«

Er hatte sich mit Mühe in die Höhe gerichtet und baute so gut er konnte, seinen zerbrochenen Kasten wieder zusammen. Der junge Mann in der Carmagnole betrachtete die nächste Umgebung und sein geübtes Auge bemerkte nichts, was die Versicherungen des Hausirers hätte Lügen strafen können. Alles schien vielmehr dieselben zu bestätigen.

»Um so besser, wenn es hier kein Verbrechen zu bestrafen gibt,« hob er wieder an, »denn die Gerechtigkeit ist in der Zeit, in welcher wir leben, sehr ohnmächtig. Wohlan, Bürger,« fuhr er fort, »was werdet Ihr nun thun? Ich kann nicht glauben, daß Ihr im Stande seyd euren Weg mit einer so schweren Bürde fortzusetzen.«

»O, darum laßt Euch nur unbekümmert,« entgegnete der Hausirer mit schlecht verhehltem Unwillen, »da habe ich noch andere Geschichten durchgemacht. Wenn ich nur einen Tropfen Branntwein zu trinken hätte, dann sollte man mir in fünf Minuten nichts mehr ansehen. Indessen danke ich

Euch für eure Mühe, Bürger. Nun geht aber euren Geschäften nach, während ich den meinen nachgehen werde. Gruß und Brüderschaft!«

Mit diesen Worten warf er den Kasten auf seine Schulter und wollte auf seinen Knotenstock gestützt fortgehen. Er muthete aber seinen Kräften zu viel zu und nachdem er zwei oder drei Schritte gethan, ward er bleich und taumelte. Gezwungen, abermals stehen zu bleiben, setzte er seinen Kasten auf die Erde nieder und sich selbst darauf, indem er zugleich einen fürchterlichen Fluch ausstieß.

Der junge Reisende betrachtete ihn mit theilnehmender Miene.

»Ganz gewiß,« hob er an, »kann ich Euch in dem Zustande, in welchem Ihr Euch befindet, nicht verlassen. Das wäre unmenschlich und obschon ich sehr eilig habe, so mag ich mir doch keine schlechte That vorzuwerfen haben. Höret mich an, Freund — ich gehe nach Breuil — den Wohnungen, welche Ihr ungefähr eine halbe Stunde von hier sehet. Ihr müßt Euch auf mein Pferd setzen und dort werden wir bei vortrefflichen Leuten einkehren, die Euch alle Hilfe angedeihen lassen werden, deren Ihr bedürfet.«

Der Hausirer richtete lebhaft den Kopf empor.

»Was?« rief er, »könntet Ihr mich nach dem ehemaligen Schloß Breuil bringen und mir dort ein Nachtlager verschaffen?«

»Nein, nein,« entgegnete der junge Mann mit einiger Verlegenheit, »auf dem Schlosse würde man Euch nicht aufnehmen. Wir werden aber in die Meierei gehen, zu dem Bürger Bernard, den man nach hiesigem Gebrauche den Mann von Breuil nennt. Man wird eure Wunde verbinden, dann werdet Ihr ein gutes Bett im Stalle und dazu ein Stück

Speck und ein Glas Aepfelwein zu eurem Abendbrot bekommen, wenn Ihr nemlich im Stande seyd, zu essen und zu trinken.«

Der Hausirer zögerte. Ohne Zweifel hielt sein angebornes Mißtrauen ihn ab, diesen Vorschlag anzunehmen. Er wollte wieder einige Schritte versuchen, das Experiment gelang aber nicht besser, als das erste Mal. Er kehrte daher zu seinem Wohlthäter zurück und murmelte mißlaunig:

»Wohlan es sey, es bleibt mir nichts Anderes übrig.«

Er kletterte nicht ohne Mühe in den Sattel, sein Waarenkasten ward so gut als es gehen wollte dahinter befestigt und nachdem der Reisende das Pferd beim Zügel gefaßt, um jedem Fehltritt vorzubeugen, setzte man sich in Bewegung.

Die beiden neuen Gefährten sprachen anfangs nicht. Die Straße war noch immer öde und kaum zeigten sich zwei oder drei Wanderer von weitem auf dieser langen staubigen Linie, die von einer doppelten Reihe von Pappeln eingefaßt war.

Der durch die sanfte und regelmäßige Bewegung des Pferdes wieder ermunterte Hausirer warf zuweilen seltsame Blicke auf seinen Führer und ein düsteres Lächeln umspielte seine Lippen, als ob irgend ein schlimmer Gedanke sein Gemüth durchzuckte.

Der junge Mann in der Carmagnole schien dies jedoch nicht zu bemerken. Er war nachdenklich geworden und hatte wieder die Reihe von Betrachtungen aufgenommen, welche ohne Zweifel durch das letzte Ereigniß unterbrochen worden waren. Endlich schüttelte er dennoch diese persönliche Eingenommenheit ab, wendete sich zu dem Verwundeten und fragte ihn mit zerstreuter Miene:

»Nun, Bürger, wie heißt Ihr?«

Der Hausirer schien niemals sich sehr zu beeilen, auf allzu directe Fragen zu antworten.

»Fragt Ihr mich in eurer Eigenschaft als obrigkeitliche Person?« fragte er seinerseits vorsichtig.

»In diesem Augenblicke bin ich allerdings nicht in Ausübung meiner Function begriffen. Wenn dies aber der Fall wäre, lieber Frennd, hättet Ihr mir dann in der That etwas zu verschweigen?«

»Ich? Nein, durchaus nicht. Was ich bin, ist sehr leicht zu sehen — ein armer Handelsmann, der im Lande umherzieht, um Waaren zu verkaufen. Was meinen Namen betrifft, so heiße ich François und bin mit einem vorschriftmäßigen Passe versehen.«

Der junge Mann lächelte.

»Ja, ja,« entgegnete er, »ich weiß, daß Ihr an Pässen keinen Mangel habt.«

Der Hausirer fuhr ein wenig zusammen und schien den Knotenstock, den er in der Hand hielt, fester zu fassen.

»Ihr habt also meine Brieftasche geöffnet?« rief er in drohendem Tone.

Er beruhigte sich indessen sofort wieder.

»Ihr müßt wissen, Bürger,« fuhr er in jenem biedern Tone fort, der ihm, wie er bereits bewiesen, zu Gebote stand, »daß wir bei unserm kleinen Handel unser drei Compagnons sind. Seit unserer letzten Begegnung haben die beiden andern in dem Wirthshause ihre Pässe liegen lassen und ich habe sie mitgenommen, um sie ihnen wieder zuzustellen. So ist die Sache.«

»Das ist wohl möglich,« unterbrach ihn der Friedensrichter, »dennoch scheint mir, ob das Signalement — doch

kurz und gut, ich werde mich wohl getäuscht haben. Habt Ihr einen festen Wohnsitz, Bürger François?«

»Wie sollte ich einen solchen haben? Ich bleibe niemals zwei Tage hinter einander an einem und demselben Orte. Ich schlafe in den Gehöften, wo man mir ein Nachtlager geben will, und manchmal in Wirthshäusern, wenn ich nicht anders kann, denn die Wirthshäuser sind für arme Teufel, wie ich einer bin, sehr theuer.«

»Aber dennoch müßt Ihr einen Canton haben, der Euch besonders lieb ist, den, wo Ihr geboren seyd, oder wo Ihr eure Familie habt.«

»Ich habe keine Familie, Bürger. Meine Kindheit habe ich in einem Dorfe in der Umgegend von Mans verlebt. Gegenwärtig lebt jedoch dort Niemand mehr, der sich meiner erinnerte und ich habe daher keinen Grund auf diese Gegend mehr zu halten, als auf irgend eine andere.«

»Ich beklage Euch, mein Freund, wenn Ihr Niemanden habt, der Euch liebt und wenn Ihr von Niemanden geliebt werdet. Ohne Zweifel aber seyd Ihr verheirathet, wie?«

»Allerdings,« entgegnete François lakonisch.

»Und wo wohnt eure Frau?«

»Sie geht hausiren, wie ich. Von Zeit zu Zeit treffen wir uns an verabredeten Orten, die jedoch nichts Bestimmtes haben. Aber, sagt mir Bürger,« fuhr der Hausirer fort, während sein Gesicht sich dunkler färbte, »in wiefern können meine Angelegenheiten Euch interessiren? Ihr habt mir allerdings einen großen Dienst geleistet, während ich dort unten auf der Landstraße lag, aber zum Teufel, dies ist noch kein hinreichender Grund um mich so kreuz und quer auszufragen.«

Der Friedensrichter zuckte die Achseln.

»Ich wiederhole es noch einmal,« sagte er, »nicht in

meiner Eigenschaft als Magistratsperson befrage ich Euch. Mein Interesse an Euch, Bürger François, ist der einzige Beweggrund meiner Neugier. Doch brechen wir davon ab, da diese Unterhaltung Euch mißfällt. Uebrigens kommen wir nun auch gleich nach Breuil.«

In der That ward an dieser Stelle die Landstraße durch eine schöne Allee gekreuzt und an dem äußersten Ende derselben sah man ziemlich umfangreiche Gebäude. Die Wanderer nahmen nach diesen ihre Richtung.

Als sie in die ruhige und schattige Allee hineinkamen, gewahrten sie eine zerlumpte Frau, welche ebenfalls auf die Häuser zuging und ein Kind von fünf bis sechs Jahren an der Hand zog.

Diese Frau schien noch jung zu seyn. Ein Ausdruck von Sanftmuth und Ergebung nahm zu ihren Gunsten ein. Ihre Züge aber waren von den Blattern furchtbar entstellt und Beschwerde, Noth und vielleicht Kummer hatten dem armen Geschöpfe vollends jede Spur von Lebensfrische geraubt.

Das Kind, es war ein Knabe, sah auch sehr abgezehrt und dürftig aus, schien aber unter seinen Lumpen sehr sauber zu seyn und war offenbar Gegenstand aller Sorgfalt der unglücklichen Mutter.

Bei dem Geräusch, welches die Reisenden machten, stellte sich die arme Frau bescheiden an den Rand des Weges um sie vorbeizulassen, sobald sie aber einen Blick auf die beiden Männer geworfen hatte, konnte sie sich einer Bewegung der Ueberraschung und fast des Schreckens nicht verwehren. Den Kopf senkend sagte sie in dem weinerlichen Tone, welcher Bettlern von Profession eigen zu seyn pflegt:

»Eine kleine Gabe, meine guten Herren.«

Der junge Friedensrichter ließ ein Geldstück in die Hand der Bettlerin fallen und setzte seinen Weg mit dem Hausirer fort. Die arme Frau begann sofort ihnen so rasch zu folgen als der unsichere Gang ihres Kindes gestattete.

Der junge Mann in der Carmagnole dachte aber schon nicht mehr an sie. Der Anblick der Häuser von Breuil hatte in ihm Gedanken erweckt, von welchen die Zufälle der Reise ihn einen Augenblick lang abgezogen hatten, und er ging ganz träumerisch und mit gesenkter Stirn einher.

François dagegen zeigte sich aufgeregt und beschäftigte sich viel mit der Bettlerin, welche hinter ihm herkam. Endlich sagte er zu seinem Führer:

»Entschuldigt, Bürger — ich bin an's Reiten nicht gewöhnt und meine Beine fangen an ganz steif zu werden. Ich will absteigen, um mich wieder ein wenig auszulaufen.«

»Ganz wie es Euch beliebt, Meister François,« entgegnete der Reisende.

Der Hausirer war bereits mit einer Leichtigkeit, welche eine große Besserung in seinem Zustande bewies, vom Pferde gestiegen. Er ließ seinen Begleiter seinen Weg fortsetzen und ging langsamer, wie um der Bettlerin Zeit zu lassen, ihn einzuholen.

Die Letztere, welche dieses Manöver bemerkte, fühlte sich von einem Schauder ergriffen. Dennoch aber ging sie weiter, indem sie den Knaben zu trösten suchte, welcher leise weinte.

Als François bemerkte, daß sie weit genug an ihn herangekommen war, näherte er sich ihr ohne weitere Umstände und sagte rasch zu ihr:

»Heißt Du nicht die Blatternarbige und habe ich Dich nicht schon in den Nachtlagern der Ebene getroffen?«

»Ja,« entgegnete die Bettlerin mit unverkennbarer Gemüthsbewegung.

»Also gehörst Du zu den Unsern?«

»Ja.«

»Welchen Beweis kannst Du mir dafür geben?«

Sie sprach einige seltsame Worte aus, welche eine gewisse Parole zu seyn schienen.

»Es ist gut. Dann wirst Du wohl bei dem Manne von Breuil ein Nachtlager verlangen?«

»Ich wollte blos um ein Stück Brot für mein Kind bitten und an einem andern weitergelegenen Orte übernachten.«

»Du wirst aber hier übernachten. Ich will es.«

Die Bettlerin antwortete mit kaum verständlicher Stimme, daß sie gehorchen würde. François betrachtete sie forschend.

»Dein Gesicht gefällt mir nicht,« sagte er, »aber ich werde wachsam seyn. Du kennst mich! Nimm Dich in Acht!«

Und er eilte dem Reisenden nach, der von diesem kurzen Gespräch nichts bemerkt hatte. Die Bettlerin blieb bleich und zitternd auf derselben Stelle stehen.

II.

Die Meierei in der Perche.

Wir wollen den Reisenden um einige Augenblicke nach der Meierei von Breuil vorauseilen.

Diese Meierei, das Hauptökonomiegebäude eines eine Viertelstunde weiterhin gelegenen Schlosses, stand für sich allein, wie dies bei den meisten Landgütern in der Perche der Fall ist. Außer der in einer Entfernung von einigen Schritten vorüberführenden großen Allee war sie nur durch schmale seltsam verschlungene Fußwege zugänglich, die jeden Augenblick von kleinen Brücken oder Stegen durchschnitten wurden und die einzige Communication ausmachten, welche man damals in dem Innern des Landes hatte.

Die Meierei bestand dem Herkommen gemäß aus mehren unregelmäßigen Gebäuden, unter welchen man die Ställe, die Behältnisse für Geflügel, die Kelterei und das Backhaus an ihren traditionellen Formen sofort erkannte.

Die meisten dieser mit Stroh gedeckten Häuser schienen sich nicht im besten Zustande zu befinden, dennoch schien nach der Rührigkeit, welche ringsumher herrschte, nach der Zahl von Thieren aller Art, welche die Ställe füllten, zu urtheilen, der Meier sich jenes Wohlstandes zu erfreuen, welcher eine Frucht der Arbeit und Sparsamkeit ist.

An diesem Tage hatte Vater Bernard, der Meier oder der Mann von Breuil, wie man ihn nannte, seine Heuernte

beendet und gab in dem Hauptgebäude der Meierei, welches vorzugsweise das Haus genannt ward, den fremden Arbeitern, welche den seinen bei dieser großen Arbeit beigestanden, eine Mahlzeit. Durch die durchbrochene Thür hindurch konnte man eine zahlreiche Gesellschaft sehen, welche um einen mit Gerstenbroten, Speck, Käse und Aepfelwein gefüllten kannenbeladenen massiven Tisch versammelt war.

Unter den Gästen sah man zuerst den Meier oder Pächter, dessen Beinkleider, Weste und Jacke von grauwollenem Zeuge das Product seiner Schafe und das Werk seiner Mägde waren, ebenso wie sein Hemd aus dem von seinen Feldern geernteten Hanfe gefertigt war.

Auf dem Kopfe trug er eine aus derselben Fabrik herrührende rothwollene Mütze und rühmte sich, für sein Costüm mit Ausnahme des Taschentuchs keiner seinem eigenen Hause fremden Industrie zinsbar zu seyn.

Nach dieser Hauptperson kamen die Knechte der Meierei, ziemlich auf dieselbe Weise gekleidet, und dann die Nomadenarbeiter, welche nach Beendigung dieser Mahlzeit wieder abziehen wollten, um anderwärts Arbeit zu suchen. An ihren groben Leinwandkleidern sah man noch einige Halme von dem duftigen Heu, welches sie einbringen halfen. Hinter einem jeden von ihnen sah man ein paar eisenbeschlagene Schuhe, welche nebst einem durch einen kleinen Quersack gesteckten Stocke ihr Gepäck ausmachten.

Alle diese Leute aßen mit großem Appetit und die vollständigste Gleichheit schien eben so wie die freimüthigste Heiterkeit bei dieser Mahlzeit den Vorsitz zu führen.

Die Frauen des Hauses waren ebenfalls da, durften aber dem in dieser Gegend herrschenden Gebrauche zu Folge sich nicht mit an den Tisch setzen. Die Meierin oder Wirthin

selbst war geschäftig, um ihre Knechte so wie die andern Gäste zu bedienen. Ebenso wie im Orient mußten auch in der Perche die Frauen die unbedingte Herrschaft des stärkeren Geschlechts anerkennen und durften, mochten sie nun verheirathet seyn oder nicht, nicht anders essen als stehend und nachdem die Männer fertig waren.

Diese Gewohnheit war durch die Zeit in so hohem Grade geheiligt, daß es keiner dieser Frauen einfiel, sich darüber zu beklagen.

Mutter Bernard, die Pächterin, schien schon seit langer Zeit an diese bescheidene Thätigkeit gewöhnt zu seyn und theilte fleißig die Arbeit mit ihren beiden Mägden. Sie war hager und bleich und ihre wohlwollenden Züge verriethen geheimen Kummer. In denselben Wollenstoff gekleidet wie ihr Mann trug sie wie damals alle Bäuerinnen der Perche einen jener Fischbeinleiber, die unter der Regierung Franz des Ersten Mode waren.

Uebrigens unterschied sie sich hinsichtlich ihres Aeußern durch nichts von ihren Mägden, nur war ihre Haube ein wenig weißer und ein kleines goldenes Kreuz hing an ihrem Halse, trotzdem daß es damals sehr gefährlich war, dieses religiöse Symbol sehen zu lassen.

Mit ihrem Schlüsselbund in der Hand ging sie unaufhörlich aus dem Keller in das Backhaus und aus dem Backhaus in die Milchkammer, um die Bedürfnisse ihrer zahlreichen Gäste zu befriedigen. Ihr Ehegespons, ein kleiner munterer Mann, dessen rothes, sanguinisches Gesicht einen zornmüthigen Charakter verrieth, ertheilte ihr seine Befehle mit einer Rauhheit, welche eine weniger geduldige Person erbittert haben würde, die Pächterin aber vervielfältigte sich so zu sagen, um allen Anforderungen zu genügen.

Uebrigens war dieser Despotismus vielleicht mehr scheinbar als wirklich, denn sobald Mutter Bernard durch ein zu beleidigendes Wort des Pächters auf's Aeußerste getrieben, ihren sanften wehmüthigen Blick auf ihn heftete, schwieg der Mann seinerseits und wendete den Kopf mit einer gewissen Verlegenheit nach der andern Seite.

Die Unterhaltung war in Folge des in ziemlichen Quantitäten genossenen Aepfelweines unter den Männern ein wenig geräuschvoll und unfein geworden. Die herumziehenden Arbeiter haben für solche Fälle einen Vorrath von allerhand gewagten Liedern und etwas allzunaiven Geschichtchen, welche niemals verfehlen, die Zuhörer zu amusiren, und einer der anwesenden fremden Arbeiter schien in Productionen dieser Art ein ungemein reiches Repertoir zu besitzen. Die ziemlich anstößigen Anekdoten erweckten allgemeine Heiterkeit, selbst unter den ehrsamen Mägden, welche nahe genug standen, um sie zu hören, denn in diesem Lande scheint die übertriebene Redefreiheit keinen verderblichen Einfluß auf die Sitten zu äußern.

Nichtsdestoweniger, als der Redner in seinem Bauerndialekt die mit allerhand Bemerkungen gewürzte drollige Geschichte eines Mädchens zu erzählen begann, welches die Heimat verlassen, um einem Soldaten nachzulaufen, verrieth die Pächterin, welche bis jetzt gegen diese anstößige Unterhaltung vollkommen gleichgiltig gewesen, ein außergewöhnliches Mißfallen. Selbst Vater Bernard schien diesmal diesen Eindruck zu theilen und unterbrach den Erzähler.

»Ach, Einäugiger!« sagte er in rauhem Tone, »was schwatzest Du denn da für dummes Zeug? Wir wollen von etwas Anderem reden. Wenn man alle Dummheiten erzählen wollte, die von dem Weibsvolke begangen werden, so würde

man in tausend Jahren nicht damit fertig, und wenn man Tag und Nacht erzählte.«

Obschon diese durchaus nicht galante Bemerkung in Gegenwart der Pächterin stattfand, so zeigte sich diese doch mit der Unterbrechung sehr zufrieden und dankte ihrem Manne dafür durch einen verstohlenen Blick.

»Heda!« fuhr der Mann von Breuil fort, indem er sich zu den fremden Arbeitern wendete, »Ihr erfahrt doch hier und da allerlei Neues — könnt Ihr uns nicht sagen, ob diese Banditen der Ebene kürzlich eine neue Schandthat verübt haben?«

»Von welchen Banditen sprecht Ihr, Vater Bernard?« sagte der Einäugige hämisch lächelnd. »Erstens haben wir die Chouans, welche gar nicht weit von hier die Güter der Bauern niederbrennen und ausplündern, und zweitens gibt es die Räuber, welche die Schlösser der vormaligen Edelleute verwüsten. Welche von Beiden versteht Ihr unter dem Namen Banditen?«

Der, welcher dies sagte, war ein junger Mann von achtzehn Jahren, schwächlich und hager, während das einzige Auge, welches er hatte, von Verschmitztheit und Bosheit funkelte. Seine Kleidung bestand aus einem Kittel von grober Leinwand und ein dreifarbiges Tuch war nachlässig um seinen Hals geschlungen. Seine Frage rief eine Wolke auf der Stirn des Pächters hervor.

»Still, still, Einäugiger von Jouy,« entgegnete Vater Bernard, »oder wir möchten uns veruneinigen. Ich verstehe nichts von Politik und mag mir weder unter den Chouans noch unter den Sansculotten Feinde machen. Ich bin für Frieden und Eintracht. Der liebe Gott läßt seine Sonne für Alle scheinen. Du bist aber ein Schelm, Einäugiger, Du

weißt recht wohl, daß es sich nicht um Royalisten und Republicaner handelt. Ich will blos von jener Rotte Bösewichter sprechen, welche einsame Wohnungen überfallen und ihren Schlachtopfern die Füße verbrennen, um sie zu zwingen, zu sagen, wo sie ihr Geld versteckt haben. Haben diese vielleicht ein neues Verbrechen begangen, seitdem sie die Meierei Poly ausgeplündert und den Herrn des Schlosses Gautray dortunten nach Orleans zu ermordet haben?«

Der Einäugige von Jouy zuckte die Achseln.

»Ach, Vater Bernard,« entgegnete er, »wie könnt Ihr, ein Mann von gesundem Menschenverstand, dergleichen Thorheiten glauben? Diese Brandmänner, wie man sie nennt, sind noch von keinem Menschen gesehen worden, und trotz eures Abscheues vor der Politik kann man ganz gewiß mit Recht sagen, daß unter den Chouans wie unter den Sansculotten es Bürschchen gibt, welche solcher Narrenspossen recht wohl fähig sind.«

»Und Du nennst das Narrenspossen?« rief der Pächter, »die gräßlichen Schandthaten — aber,« unterbrach er sich selbst, indem er sich mit unruhigem Blick umschaute, »daß Niemand weiter sagt, — was ich gesprochen habe. Man kann nicht wissen, zu wessen Ohren es kommt. Wir sind alle ehrliche Leute, glaube ich, und allzuvieles Reden führt niemals zu etwas Gutem.«

Die Gäste schienen die Befürchtungen des Mannes von Breuil zu theilen. Nur der Einäugige glaubte die Sache ins Scherzhafte ziehen zu müssen.

»Ach, Vater Bernard,« hob er mit seinem spöttischen Lächeln wieder an, »Ihr scheint Euch ganz verteufelt zu fürchten. Ich wollte darauf wetten, daß dieser wohlverschlossene Schrank« — und er warf einen Seitenblick auf das fragliche

Behältniß — »eine hübsche Anzahl Sechslivresthaler und sogar Louisd'or enthält, welche Ihr darin schimmlich werden laßt. Als Ihr Euch vor drei oder vier Jahren hier in Breuil niederließet, brachtet Ihr, wie man mir versichert hat, einen tüchtigen Geldsack mit, dessen Inhalt sich seit jener Zeit nicht vermindert haben wird, denn das Land ist hier fruchtbar und ergiebig.«

»Schweig,« unterbrach ihn der Pächter kurz; »was geht das Dich an?«

Gleich darauf schien ihm aber einzufallen, daß seine Verschwiegenheit falsch gedeutet werden könnte, und er hob daher seufzend wieder an:

»Sonst hätte man allerdings bei mir einige durch meine und meines Vaters Arbeit erworbene Thaler finden können, aber die Zeit ist vorbei. Als ich hierher kam, war ich vollständig ruinirt. Ein Ereigniß, welches Euch weiter nichts angeht, nöthigte mich, die Gegend, welche ich früher bewohnte, eiligst zu verlassen; ich mußte mein Vieh und meine Vorräthe zu einem Spottpreis verkaufen, eine bedeutende Summe für Aufhebung meines Pachtcontractes bezahlen, und verlor auf diese Weise meine bescheidenen Ersparnisse in einem einzigen Tage. Seit dieser Zeit haben die Steigerung des Pachtgeldes, die schlechten Ernten, die Theuerung der Handarbeit mich noch nicht wieder emporkommen lassen. Ich bezahle meine Schulden, und lasse Niemanden, der für mich arbeitet, auf seinen Lohn warten, aber ich bin der ärmste Pächter der ganzen Provinz.«

Die Gäste waren, ohne deswegen das Essen oder Trinken zu vergessen, mit der Versicherung des Mitleids und der Theilnahme gegen ihren Wirth durchaus nicht sparsam. Der Einäugige von Jouy pfiff mit zweifelverrathender Miene leise

vor sich hin, aber Vater Bernard achtete nicht darauf. Der Pächter hatte schmerzliche Erinnerungen in sich wach gerufen und saß düster mit starren Blicken und gerunzelter Stirn da.

»Und wenn man bedenkt,« rief er endlich in einer Aufwallung von Schmerz und Zorn, »daß all dieses Unglück, alle diese Demüthigungen das Werk einer fluchwürdigen Creatur sind. Möge die Hölle sie verschlingen.«

»Sprich nicht von ihr, Bernard!« rief seine Frau, welche ihn seit einigen Augenblicken mit Spannung und Unruhe beobachtete. »Sprich nicht von ihr und ganz besonders fluche ihr nicht, wenn Du mich nicht umbringen willst.«

Sie setzte sich auf eine Bank und bedeckte das Gesicht mit ihrer Schürze.

Die meisten der Anwesenden konnten diesen peinlichen Augenblick nicht begreifen.

Ehe Bernard sich in Breuil niedergelassen, hatte er mit seiner Frau lange Zeit eine andere in der Umgegend von Mortagne gelegene Meierei bewirthschaftet. Damals hatten sie eine junge liebenswürdige Tochter, den Stolz und die Freude ihres Hauses. Der Vater betete dieses anmuthige Wesen förmlich an und die Mutter verzog es durch übertriebene Liebe und Zärtlichkeit.

Eines Tages erfuhren sie, daß Fanchette, so hieß ihre Tochter, sich hatte verführen lassen. Man muß die außerordentliche Sittenstrenge in der Perche kennen, um die ernste Bedeutung einer solchen Entdeckung zu verstehen.

Eine Magd, welche in dieser Beziehung einen Fehltritt begangen, findet kein Unterkommen wieder und es bleibt ihr nichts weiter übrig als zum Bettelstabe zu greifen.

Ist der Fehler von der Tochter eines jener großen Pächter begangen worden, welche auf dem Lande eine Art Adel

bilden, so sind die Folgen noch viel unheilvoller. Die ganze Familie betrachtet sich als durch diese Verführung entehrt. Die Brüder wagen nicht mehr beim öffentlichen Tanze zu erscheinen, die Schwestern dürfen nicht mehr hoffen Männer zu bekommen und die Eltern legen Trauer an und tragen sie ununterbrochen zwei Jahre lang. Die Verwandten der Sünderin weigern sich sie zu sehen; sie wird ohne Barmherzigkeit aus dem väterlichen Hause getrieben und den Versuchungen des Mangels und des Hungers preisgegeben.

Dies war auch das Loos der armen Fanchette Bernard gewesen. Man hatte sich nicht einmal nach dem Verführer erkundigt, welcher übrigens nicht der dortigen Gegend angehörte und noch vor der Katastrophe verschwunden war. Bernard stieß, ohne eine Minute zu zögern, an einem kalten Winterabend seine Tochter zur Thür hinaus. Die Thränen und Bitten der Mutter vermochten nicht ihm das geringste Zeichen von Mitleid für das unglückliche Kind zu entlocken.

Seit dieser Zeit hatte man von Fanchette nichts wieder gehört. Die Eltern hatten, um so viel als möglich der Schande zu entgehen, von welcher sie sich bedroht glaubten, sich beeilt, die Gegend zu verlassen, wo sie sich bis jetzt so wohl befunden, um sich in Breuil fern von dem Orte niederzulassen, wo ihr Name geschändet worden.

Diesem traurigen Ereigniß hatte man den stummen aber unablässigen Kummer der Pächterin und die krankhafte Zornmüthigkeit des Pächters zuzuschreiben. Beide liebten noch ihre verlorne Tochter und ihr Kummer steigerte sich noch durch den Gedanken, daß es ihnen niemals vergönnt seyn würde, ihr zu verzeihen. Das laute Schluchzen der Mutter Bernard, welches sie hinter ihrer Schürze nicht zu verschweigen im Stande war,

erbitterte den Pächter noch mehr. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

»Was ist das?« rief er gebieterisch. »Was flennst und winselst Du so vor fremden Leuten? Was brauchst Du von Dingen zu sprechen, die man besser verschweigt? Aber so sind diese Creaturen einmal,« fuhr er mit verächtlichem Lächeln fort, »sie wissen weiter nichts als Unheil anzurichten und sich zu beklagen, wenn es angerichtet ist.«

»Ach, Bernard, Bernard,« entgegnete die arme Frau mit von Thränen fast erstickter Stimme, »wie kannst Du mir solche Vorwürfe —«

»So schweige doch!« unterbrach sie der Pächter mit Donnerstimme.

Alle Anwesenden zitterten und selbst Mutter Bernard bezwang ihr Schluchzen. Eine innere Thür, welche bis diesen Augenblick sorgfältig verschlossen gewesen, öffnete sich plötzlich und zwei ohne Zweifel durch den Lärm herbeigelockte Frauen zeigten sich auf der Schwelle.

Von diesen beiden Frauen schien eine ziemlich fünfzig Jahre alt zu seyn, während die andere höchstens achtzehn zählte. Sie waren beide nach Art der Bäuerinnen in der Perche gekleidet, aber in schwarzen Stoff, als ob sie nicht lang erst begonnene Trauer trügen. An ihren im Gürtelbande ihrer Schürze steckenden Flachsrocken und an den Spindeln, welche sie in der Hand hielten, konnte man abnehmen, daß sie mitten in der gewöhnlichen Beschäftigung der Hausfrauen jener Gegend gestört worden waren.

Dennoch aber würde ein aufmerksamer Beobachter sehr bald bemerkt haben, daß der Flachs des Rockens noch unberührt war und daß trotz der schon vorgerückten Stunde des Tages die Spindel erst eine sehr kleine Quantität Faden ent-

hielt. Uebrigens verriethen die weißen und zarten Hände dieser Unbekannten, daß sie durchaus nicht an schwere Arbeit gewöhnt waren, und ihre grobe Kleidung bewies durch ihre Zusammenstellung einen angebornen guten und gebildeten Geschmack.

Ganz besonders die ältere der beiden Frauen zeigte eine ruhige, würdevolle Miene. Was die jüngere betraf, so erblickte man in ihren reizenden Zügen eine Anmuth, eine Lebhaftigkeit und eine Feinheit, wie sie bei Dorfbewohnerinnen nur selten anzutreffen sind. Die unbestimmte Aehnlichkeit, welche zwischen beiden herrschte, ließ in ihnen Mutter und Tochter errathen.

Diese beiden Personen, von welchen die meisten der Anwesenden nicht einmal die Gegenwart im Hause ahnten, überschritten die Schwelle der Thür. Während die Tochter sich schüchtern hinter der Mutter versteckte, sagte diese auf gut Französisch in vorwurfsvollem Tone zu dem Pächter gewendet:

»Wohlan, Vater Bernard, haltet Ihr so euer Versprechen? Da martert Ihr eure arme Frau schon wieder! Schämt Euch, daß Ihr andere Menschen sowohl als auch Euch selbst so wenig achtet.«

Der Pächter war bestürzt und verworren aufgestanden.

»Madame,« stammelte er ebenfalls in reinem Französisch, »ich wollte sagen Bürgerin; es soll nicht wieder passiren, ich weiß nicht welcher Teufel mich dazu verleitet hat.«

»Pfui! pfui! Vater Bernard,« sagte das junge Mädchen ihrerseits, indem sie schalkhaft über die Schulter ihrer Mutter hinwegblickte und dem Pächter mit ihrem niedlichen Finger drohte.

Auf die Pächterin aber hatte das unerwartete Erscheinen dieser beiden Frauen einen außerordentlichen Eindruck geäu-

ßert. Sie wischte sich rasch die Augen, zog die Schürze vom Gesicht und eilte auf die beiden Frauen zu, indem sie erschrocken murmelte:

»Was fällt Ihnen ein? Welch eine Unklugheit! Gehen Sie wieder hinein, ich beschwöre Sie, und vergessen Sie nicht, daß —«

Weiter hörte man nichts, denn die Pächterin hatte mit ehrerbietiger Festigkeit die beiden Unbekannten wieder in ihr Zimmer hineingeschoben und war ihnen in dieses nachgefolgt, die Thür schloß sich rasch hinter ihnen.

Dieser Auftritt hatte in weniger Zeit stattgefunden, als man gebraucht hat, ihn zu lesen.

Bernard, der sehr unruhig geworden zu seyn schien, fiel es nicht ein, sich niederzusetzen, sondern er horchte vielmehr auf das dumpfe Geräusch im Nebenzimmer. Die fremden Arbeiter hatten sich durch diesen Zwischenfall nicht sehr stören lassen, sondern fuhren gleichgiltig in ihrer Mahlzeit fort. Der Einäugige von Jouy jedoch, dessen Intelligenz weit mehr entwickelt zu seyn schien, sagte in spöttischem Tone zu dem Pächter:

»Was, Vater Bernard, auf diese Weise laßt Ihr Euch von Creaturen behandeln? Wirklich die Alte wäre im Stande, Euch eine Buße aufzulegen. Euer Stolz und Hochmuth war mit einemmal wie weggeblasen.«

Der Mann von Breuil warf ihm einen zornigen Blick zu.

»Du bist eine wahre Natter,« sagte er, indem er seinen Platz wieder einnahm. »Was gehen Dich die Dinge an, die in meinem Hause passiren? Du hast zwei Tage auf meinen Wiesen mitgearbeitet, wo Du sicherlich mehr Lärm gemacht, als Arbeit fertig gebracht hast. Ich habe Dich beschäftigt,

weil Du ebenso wie die Andern dein Brot verdienen mußt. Aber halte deine Zunge im Zaume, wenn Du ein andermal wieder Arbeit finden willst, denn ich würde Dir sofort den Laufpaß geben, wenn Du nicht schon seit drei Tagen hier gegessen hättest, und Dir noch obendrein ein paar Rippen zerschlagen, wenn Du meine Galle zu sehr reizest.«

»Gut gesprochen,« entgegneten die wackeren Taglöhner, welche selbst sich über die beißenden Bemerkungen des boshaften Einäugigen zu beklagen hatten.

Dieser schien durch die allgemeine Mißbilligung dieses Benehmens doch ein wenig eingeschüchtert zu werden.

Bernard fuhr im ruhigeren Tone fort:

»Nicht als ob ich etwas zu verschweigen hätte. Diese Bürgerinnen, welche Ihr soeben gesehen, sind Verwandte meiner Frau. Vor einem Jahre bewohnten sie ein gutes fettes Pachtgut in der Vendée, ihr Haus aber ist durch die Chouans oder die Andern, ich weiß nicht mehr welche, niedergebrannt und ihr Mann und Vater, der sich vertheidigte, getödtet würden Seit dieser Zeit sind Mutter und Tochter auf die Barmherzigkeit des Himmels angewiesen. Ich habe sie bei mir aufgenommen und sie spinnen, um ihr Brot zu verdienen, das ist die ganze Geschichte. Und wenn ich der Mutter erlaube, einen etwas lauten Ton in dem Hause anzunehmen, so liegt der Grund darin, daß ich nicht den Muth habe, so unglücklichen Creaturen Vorwürfe zu machen. Darin liegt wohl weiter nichts Unrechtes, hoffe ich.«

»Ganz gewiß nicht,« sagte einer der Gäste. »Das, was Ihr gethan habt, ist sogar sehr gut, Vater Bernard. Rechtschaffene Leute müssen einander unterstützen.«

Die ganze Tischgesellschaft gab durch Kopfnicken ihre Zustimmung zu diesen Worten zu erkennen.

»Man weiß, daß Ihr ein würdiger Mann seyd, Vater Bernard,« hob der Einäugige von Jouy in erheuchelt sanftem Tone wieder an; »wenn Ihr aber so arm seyd, wie Ihr versichert, wie könnt Ihr dergleichen Wohlthaten spenden?«

»Die Bürgerinnen spinnen uns unsern Flachs und das macht auch etwas aus. Wo hast Du übrigens gesehen, Du junger Taugenichts, daß die Wohlthätigkeit arm mache? Wie theuer auch das Brot seyn mag, so habe ich doch noch keinen Unglücklichen abgewiesen, der an meine Thür pocht, um ein Nachtlager im Stalle und um ein Stück Brot zu erbitten, und dies soll dauern, so lange der gute Gott meine Arbeit segnen wird.«

Die fremden Arbeiter gaben ihren Beifall abermals und auf so bestimmte Weise zu erkennen, daß es von dem Einäugigen nicht klug gewesen wäre, dem Pächter zu widersprechen, auch versuchte er es nicht.

»Meiner Treu, Vater Bernard,« fuhr er mit einem Anfluge von Ironie fort, »Ihr könnt sprechen, wie unsere früheren Pfarrer zu sprechen pflegten; wenn aber euer Haus ein gastfreies ist, so habt Ihr dafür auch nur wenige Schritt von hier in dem ehemaligen Schlosse Breuil einen alten Geizhals von Herrn, der sich durch Almosengeben ganz gewiß nicht ruinirt. Man sagt, er hätte in seinem Kasten Gold genug, um die Hälfte der Perche zu kaufen und dennoch ließe er einen armen Teufel eher vor Hunger crepiren, als daß er ihm ein Stück Gerstenbrot zuwürfe.«

»Diesmal hast Du Recht, Einäugiger,« sagte der von den fremden Arbeitern, welcher schon gesprochen hatte. »Der Bürger Ladrange, der Herr des Schlosses, thut als wäre er der wüthendste Sansculotte, aber die Erde hat niemals einen größern Geizhals getragen. Es sind nun bald zwei

Jahre her, daß er mich miethete, seinen Garten zu bearbeiten und ich will des Teufels seyn, wenn ich, nachdem die Arbeit fertig war, ihm einen Heller mehr auspressen konnte, als den niedrigsten Lohn für jeden Tag. Seine alte schuftige Magd verweigerte mir sogar ein Glas Aepfelwein und dennoch hatte ich eines Tages, als ich unversehens in seine Schreibstube kam, einen ganzen Schrank voll Silbergeschirr gesehen. Ja, an Reichthümern fehlt es auf dieser Seite nicht, aber ganz gewiß könnten sie in bessere Hände fallen. Ich wollte darauf wetten, daß dieser alte Knauser Ladrange Euch, Vater Bernard, schon manchen bitteren Augenblick bereitet hat.«

»Ich beklage mich nicht,« entgegnete der Pächter in lakonischem Tone; »wenn mein Gutsherr darauf hält, daß ihm gezahlt werde, was er verlangen kann, so kommt es seinen Schuldnern zu, sich darnach zu richten. Was mich betrifft, so erlaube ich mir kein Urtheil über ihn.«

»Ihr sprecht gut, Vater Bernard, aber uns steht es frei, davon zu denken, was wir wollen — nicht wahr, Cameraden? Es ist wirklich eine Schande, daß ein so reicher Mann sich so hartherzig zeigt. Bei diesem ungeheuren Vermögen hat er zu seiner Bedienung weiter Niemand als einen jungen Burschen und eine alte Haushälterin, die beide aussehen, als bekämen sie nicht satt zu essen.«

»Was,« hob der Einäugige von Jouy wieder an, »er lebt da oben ganz allein wie eine Nachteule? Und Du versicherst, Franz, daß er ganze Schränke voll Silberzeug hat?«

»Ja wohl, ich habe sie ja gesehen. Ueberdies spricht man auch von einem Cabinet, welches Niemand betreten darf, als er und welches ebenfalls mit Gold und Silber angefüllt seyn soll.«

»Ah so schweigt doch!« unterbrach ihn der Pächter, »schweigt doch mit diesem dummen Zeuge. Wollt Ihr unsern Gutsherrn in Lebensgefahr bringen? Er ist nicht sehr freundlich gegen mich, das gestehe ich, aber würde es Euch nicht sehr leid thun, wenn ihm durch eure Schuld ein Unglück zustieße?«

Das boshafte Gesicht des Einäugigen nahm einen noch auffallenderen Ausdruck von Ironie und Spott an.

»Ha, ha!« sagte er, »da kommt Ihr schon wieder auf jene Banditen, die sogenannten Brandmänner, vor denen sich so viele Geizhälse fürchten. Fünfzig Meilen in der Runde spricht man jetzt von weiter gar nichts und dennoch habe ich, der ich mich unaufhörlich in den Cantons herumtreibe, wo sie dem Gerücht nach die meisten und schrecklichsten Unthaten verüben, niemals etwas Gewisses in Bezug auf sie erfahren können. Wenn übrigens diese Bande auch existirt, so ist sie doch niemals in diese Gegend der Perche gekommen und Ihr habt daher gar keinen Grund, Euch so bange seyn zu lassen. Ja, ich wollte darauf wetten, daß noch niemals —«

Der Einäugige schwieg mit offenem Munde, ohne seinen Gedanken vollends auszusprechen. Er saß gerade dem offenstehenden großen Thore des Hauses gegenüber und hatte eben mehre Personen in den Hof treten sehen. Es waren dies François, der Hausirer, auf seinen Knotenstock gestützt und mit einer blutigen Binde um die Stirn und sich, wie es schien, nur mit Mühe auf den Füßen haltend. Dann kam der junge Reisende in der Carmagnole, der sein noch mit dem Waarenkasten des Hausirers beladenes Pferd am Zügel führte und dann einige Schritte dahinter die Bettlerin, von welcher wir schon gesprochen und welche ihren kleinen Sohn, der vor Hunger und Anstrengung ebenso abgemattet war wie sie, in ihren Armen trug.

Kaum hatte der ehrliche Vater Bernard die Ankommenden erblickt, als er ganz freudig ausrief:

»Ich täusche mich nicht — das ist unser guter Herr Daniel Ladrange, der Friedensrichter von N***, der seinen Onkel, unsern Gutsherrn, besuchen will!«

Rasch erhob er sich und die Arbeiter folgten seinem Beispiel, denn die Mahlzeit war übrigens auch zu Ende.

Niemand bemerkte die Bestürzung des Einäugigen von Jouy, als er Ladrange's Begleiter erkannt hatte. Während Alle in Bewegung waren, theils um sich auf den Weg zu machen, theils um die Ankommenden zu empfangen, murmelte er, den Hausirer immer noch betrachtend, leise vor sich hin:

»Er! Was zum Teufel ist denn passirt? Er sollte nicht kommen! Doch gleichviel, jedenfalls werden wir Vergnügen haben; bemühen wir uns aber geradeaus zu gehen, denn er versteht keinen Spaß.«

III.

Die Verwandten.

Mittlerweile hatte Daniel Ladrange — denn nun wissen wir den Namen des jungen Reisenden in der Carmagnole — den Zügel seines Pferdes an einem eisernen Ringe in dem Hofe befestigt und sich dem Hause genähert. Der Mann von Breuil eilte ihm entgegen, um ihn zu empfangen.

»Gruß und Brüderschaft, Vater Bernard,« rief Daniel, indem er ihm herzlich die Hand drückte; »und Euch ebenfalls, wackere Bürger,« fuhr er fort, indem er sich zu den Taglöhnern wendete, die sich plump verbeugten.

»Herein, herein, Monsieur Daniel — ich wollte sagen Bürger Ladrange,« hob der Pächter in freundschaftlichem und doch ehrerbietigem Tone wieder an. »Man wird sich sehr freuen, Sie hier zu sehen. Sie werden bei uns ausruhen und einen Becher Aepfelwein trinken.«

»Ich danke, Vater Bernard. Ich habe Eile mich nach dem Schlosse zu begeben, denn ich will heute Abend wieder nach der Stadt zurückkehren und die Straßen sind trotz aller unserer Bemühungen immer noch nicht sicher. Ich kann nur einen Augenblick verweilen und zwar um Euch, mein lieber Bernard, Gelegenheit zu einer guten That zu geben. Ihr werdet dieselbe nicht verweigern, das weiß ich bestimmt, denn hier versteht ohne Zweifel Jeder die Pflichten des Bürgerthums und der Brüderlichkeit — nicht wahr, meine Freunde?«

Diese Frage war an die Taglöhner gerichtet, welche sich anschickten Abschied zu nehmen.

Die meisten blieben stumm, einige der jüngern aber, unter denen sich der Einäugige von Jouy befand, antworteten mit wirklichem oder erheucheltem Enthusiasmus.

Der junge Beamte lächelte auf zweideutige Weise, als er die kleine Anzahl von Zustimmenden bemerkte.

»Hm,« hob er wieder an, »die Gesinnungen der Brüderlichkeit hätten hier mehr Anklang finden sollen. Doch das ist es nicht, um was es sich für den Augenblick handelt. Vater Bernard, ich bringe Euch einen Verwundeten.«

In wenigen Worten erzählte er nun, wie er François ohnmächtig auf der Landstraße gefunden und bat, dem Hausirer so schnell als möglich die nöthige Hilfe und Pflege angedeihen zu lassen.

Der Mann, welcher Gegenstand dieser Bitte war, trat in das Haus, indem er mühsam seinen Waarenkasten hinter sich herschleppte. Wie durch seine Anstrengungen erschöpft, sank er sodann auf einen Stuhl und sah die Anwesenden einen nach dem andern forschend an. Auf diesen gebräunten ehrlichen Gesichtern erregte nichts seine besondere Aufmerksamkeit, als er aber den bemerkte, welchen man den Einäugigen von Jouy nannte, konnte er eine kleine Bewegung nicht unterdrücken. Dennoch aber verrieth selbst kein verstohlener Wink, daß sie einander kannten, und bald wendete Jeder von ihnen mit gleichgiltiger Miene den Kopf nach einer andern Richtung.

»Muth, Muth, mein Freund,« sagte Vater Bernard zu dem Hausirer; »wir haben allerdings keinen Arzt in hiesiger Gegend, meine Frau aber weiß einen ganz köstlichen Wundbalsam zu bereiten. Man wird Euch verbinden und ich stehe Euch für baldige Wiederherstellung. Nun,« fuhr er in ungeduldigem Tone fort, »wo ist sie denn, diese dumme Creatur?«

»Da bin ich, Vater Bernard, da bin ich!« rief die Pächterin, welche so eben in das Zimmer getreten war.

Schon ging die gute Frau, als sie sah um was es sich handelte, auf den Verwundeten zu. Ihre beiden Mägde folgten ihr. Die eine trug den kostbaren Balsam und die andere leinene Binden. Jede Spur von Thränen war von den hohlen Wangen der guten Mutter Bernard verschwunden und ihre Züge hatten den gewohnten Ausdruck wehmüthiger Resignation wieder angenommen.

François schien durch die besondere Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, unangenehm berührt zu werden und wollte die Hilfeleistung der Pächterin zurückweisen. Diese aber nahm ihm, ohne sich dadurch stören zu lassen, die Binde ab

und verband ihm, von ihren Gehilfinnen unterstützt, auf schulgerechte Weise die breite, aber nicht sehr gefährliche Wunde, die er auf der Stirn hatte.

»Wirklich,« hob Daniel Ladrange an, »es ist ein wahres Vergnügen, Vater Bernard, zu sehen, wie man bei Euch die Menschenliebe übt. Es folgte uns aber auch noch so eben eine arme Frau, eine Bettlerin; wo ist diese hin?«

Ein matter Schrei erhob sich hinter einer Gruppe der Anwesenden und man sah die Bettlerin ohnmächtig auf die Schwelle der Thür niedersinken. Bei ihrem Eintritte in das gastfreie Haus war sie, sey es vor Erschöpfung, sey es aus einem andern Grunde, stumm zusammengebrochen, und hatte ihren kleinen Knaben ebenfalls mit sich zu Boden gerissen. Mit mütterlichem Instincte hatte sie jedoch noch im Fallen ihr Kind von sich gestoßen, so daß es keinen Schaden genommen hatte.

Das Bild war ein herzzerreißendes. Vater Bernard beeilte sich, den weinenden kleinen Knaben in die Höhe zu nehmen.

»Diese Frau kommt ohne Zweifel weit her,« sagte Daniel, »und die Anstrengung, vielleicht der Hunger —«

»Der Hunger!« rief der Pächter.

Er eilte an den Tisch und schnitt ein ungeheures Stück Brot ab. Gleich darauf aber bedenkend, daß dieses Almosen für eine ohnmächtige Person keinen Nutzen haben könne, bot er das Brot dem Knaben, der sogleich schwieg und mit wahrer Gier zu essen begann.

Mittlerweile beschäftigte sich Mutter Bernard nur noch zerstreut mit ihrer Aufgabe am andern Ende des Tisches. Die Leinwand, welche sie in der Hand hielt, entglitt ihr, und indem sie den Mägden überließ, die Wunde des Hausirers voll-

ends zu verbinden, eilte sie auf die Bettlerin zu, indem sie murmelte:

„Eine Frau — sie hat ein Kind — sie ist arm — sie hungert! —“

„Na,“ rief ihr Mann ungeduldig, „willst Du vielleicht wieder eine von deinen lächerlichen Scenen aufführen?“

Ohne weiter auf ihn zu hören, war Mutter Bernard vor der Unbekannten niedergekniet und betrachtete sie mit forschendem Blicke.

„Nein,“ sagte sie endlich, als ob sie mit sich selbst spräche, „die Andere war jung, frisch, lachend und Diese — übrigens würde sie es auch nicht wagen! Nein, sie würde es niemals wagen.“

Sie seufzte, vergoß einige Thränen und bemühte sich dann, die Arme wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken.

Mittlerweile hatten die Taglöhner ihre Anstalten zum Abmarsche beendet, und standen da mit der Jacke auf dem Arme und dem kleinen Packet am Ende ihres Stockes hängend, und warteten auf einen günstigen Augenblick, um Abschied zu nehmen.

Endlich näherte sich der Anführer der Schaar dem Pächter, welcher während er das Kind der Bettlerin fütterte, zugleich leise mit Daniel Ladrange plauderte.

„Na, auf Wiedersehen, Vater Bernard,“ sagte er in dem Patois der Landleute. „Wir möchten gern noch vor Einbruch der Nacht das Dorf Cormières erreichen, wo wir ohne Zweifel wieder Arbeit finden werden.“

„Adieu, Leute,“ entgegnete Bernard, „viel Glück auf den Weg. Nächste Ernte fragt nur wieder hier nach — da wird es wohl auch wieder zu thun geben, glaube ich.“

»Gott gebe es, Vater Bernard. Also vorwärts! — Nun, Einäugiger von Jouy, gehst Du nicht auch mit?«

»Ich habe mich anders besonnen,« entgegnete der Einäugige, der mit gleichgiltiger Miene sitzen blieb. »Ich werde hier übernachten und erst morgen fortgehen, denn ich habe diesen Morgen von Sonnenaufgang an gearbeitet und bin sehr müde.«

»Faullenzer!« rief Bernard im Tone der Verachtung; »doch handle wie Du willst, es wird für Dich im Stalle schon noch Platz seyn.«

Die Feldarbeiter entfernten sich und es herrschte nun eine verhältnißmäßige Ruhe in dem großen gemeinschaftlichen Zimmer der Meierei. Daniel Ladrange und der Pächter fingen wieder an leise mit einander zu plaudern. Die Pächterin und ihre Mägde widmeten ihre Thätigkeit noch der Bettlerin, welche man auf das Bett getragen und welche die Augen immer noch nicht öffnete. Was den Hausirer betraf, so blieb er, nachdem er verbunden worden, wie von Anstrengung und Schmerz erschöpft, auf seinem Stuhle im Winkel sitzen.

Nach Verlauf eines Augenblickes schien das Gespräch zwischen Daniel und dem Pächter eifriger zu werden und der junge Beamte rief endlich laut und im Tone der tiefsten Entrüstung:

»Das ist aber eine Schändlichkeit, eine Niederträchtigkeit und wenn er mein Vater wäre, so könnte ich ihm nicht verschweigen, was ich von seiner fluchwürdigen Handlungsweise denke. Unter solchen Umständen seiner Schwester und der Tochter seiner Schwester ein Asyl zu verweigern! — Aber ich werde mich augenblicklich zu ihm begeben und ihm meine Meinung unverhohlen sagen.«

»Still, still!« sagte Vater Bernard.

Und er begann wieder leise zu dem jungen Friedensrichter zu sprechen, dieser aber vermochte auch jetzt nicht seine stürmischen Gefühle im Zaum zu halten.

»Sie sind hier?« rief er in aufgeregtem Tone; »hier bei Euch? — Führet mich zu ihnen, Bernard, hauptsächlich um ihretwillen habe ich diese Reise unternommen und ich habe Eile sie zu sehen. Ich werde mich nicht eher nach dem Schlosse begeben, als nachdem ich mit ihnen gesprochen habe.«

Der Mann von Breuil konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen.

»Ich darf Ihnen nicht verschweigen, Herr Daniel,« sagte er, »daß sie nicht recht gut auf Sie zu sprechen sind, ganz besonders die Mutter. Sie nimmt Anstoß an Ihren — Ihren — wie soll ich denn sagen —«

»An meinen politischen Grundsätzen, nicht wahr? die Undankbare — aber Marie, meine Cousine, kann mich doch unmöglich mit derselben Strenge beurtheilen. Nicht wahr, Bernard, Marie hegt gegen mich weder Haß noch Zorn?«

Der Pächter lächelte auf zweideutige Weise; Daniel hob wieder an:

»Doch gleichviel! Und wenn sie mich Eine wie die Andere mit Schmähungen überhäuften, so muß ich sie sehen. Bernard, ich bitte Euch, sie in meinem Namen um eine kurze Unterredung zu bitten.«

Bernard gab durch eine Geberde seine Zustimmung zu erkennen, ehe er aber fortging, näherte er sich dem Hausirer, der noch in seiner schmerzlichen Haltung verharrte.

»Nun, Freund,« sagte er zu ihm, »warum geht Ihr jetzt, da Ihr verbunden seyd, nicht ein wenig auf dem Heu schlafen, welches wir eben erst eingeerntet haben?

Ihr werdet nach einer so schweren Erschütterung Ruhe bedürfen.«

»Ich gehe, ich gehe,« entgegnete der Hausirer in demüthigem Tone. »Ich danke Euch tausendmal für euer freundliches Mitleid. Mein armer Kopf thut mir in der That sehr weh und ich kann mich kaum aufrecht erhalten.«

»Wartet,« rief der Einäugige von Jouy eifrig, »ich werde Euch selbst in den Stall führen und euren Waarenkasten tragen, der vielleicht für Euch zu schwer seyn würde. Einer muß dem Andern helfen, wie der Bürger Friedensrichter sagt.«

»Das ist auch ein sehr guter Grundsatz,« hob der Hausirer wieder an, »und der Bürger Friedensrichter weiß ihn auch in Anwendung zu bringen. Ich danke ihm für seine an mir bewiesene Güte — Gott möge sie ihm vergelten.«

Und er entfernte sich mit dem Einäugigen, der sich ihm so dienstfertig zum Führer angetragen hatte.

Mittlerweile begann die Bettlerin wieder zur Besinnung zu kommen und es dauerte nicht lange, so schlug sie die Augen auf. Ihr anfangs trüber und starrer Blick heftete sich auf die Pächterin. Allmälig gewann er einen lebhaften, durchdringenden Ausdruck.

»Vater!« rief die gute Frau mit in Folge ihrer Gemüthsbewegung ganz veränderter Stimme, »Vater, ich bitte ich beschwöre Dich, komm her und siehe!«

»Was gibt es denn schon wieder,« fragte Bernard, der den Knaben auf dem Arme tragend herantrat.

Die Aufmerksamkeit der unglücklichen Unbekannten schien sich einem andern Gegenstand zuzuwenden. Sie lenkte ihre Blicke auf den Mann von Breuil und ließ, indem sie die Hände

faltete, einen Ruf hören, welcher die innigste Freude zu verrathen schien.

»Bernard,« sagte seine Frau zu ihm, »scheint es Dir nicht, als ob diese Stimme — dieser Blick —«

»Schweig! Auf mein Wort, Du wirst noch ganz närrisch werden, weil Du fortwährend an eine und dieselbe Sache denkst. Siehst Du nicht, daß diese Unglückliche nach ihrem Söhnchen verlangt? Sie fürchtet, daß ihn Jemand fressen könnte und allerdings ist es auch ein Bürschchen zum Anbeißen.«

Der Pächter, der trotz seiner rauhen Außenseite ein gutes, mitleidiges Herz besaß, gab dem Knaben, der ihn freundlich anlächelte, einen Kuß und legte ihn dann auf das Bett neben seine Mutter.

»Na,« fuhr er ungeduldig fort, »wir haben mehr zu thun, als uns mit einer Creatur zu beschäftigen; übrigens ist ihr Platz nicht hier, sondern auf dem Heuboden, wo Du ihr alles geben wirst, was sie bedarf. Jeder denke an seine Arbeit, denn wenn wir noch lange hier stehen und einander angaffen, so wird nicht viel fertig werden.«

Er trat in das Nebengemach. Nach Verlauf von fünf Minuten kam er zurück und fand Niemand mehr vor als Daniel Ladrange, der ihn begierig zu erwarten schien.

Der Pächter winkte dem jungen Manne ihm zu folgen, und nachdem er ihn in das Zimmer geleitet, in welchem sich die beiden geheimnißvollen Frauen befanden, zog er sich wieder zurück.

Dieses Zimmer war mit einer Sorgfalt und Sauberkeit hergerichtet, wie man sie bei einem Pächter der Perche nicht häufig findet. Zwei vergitterte auf den Hof gehende Fenster ließen Luft und Licht ein. Die Bettstelle von weißem Holz,

die Stühle, der Tisch, der große Schrank — alles war blank und in guter Ordnung.

Uebrigens jedoch war nichts zu sehen, was einen höheren Rang der Personen verrathen hätte, welche dieses Zimmer bewohnten. Kein kleiner Luxusartikel, keine bürgerliche Zier brachte einige Abwechslung in die ländliche Einfachheit der Geräthschaften, nur einige große auf dem steinernen Caminsims stehende Porzellanvasen waren mit Blumen gefüllt.

Trotz dieser fast an Armuth grenzenden Einfachheit hatte das Zimmer einen Anstrich von Frische und Wohlanständigkeit, der ihm vielleicht durch seine gegenwärtigen Bewohnerinnen verliehen ward.

Diese, welche wir nur erst flüchtig vorgeführt haben, saßen an einem Fenster. Sie trugen noch ihr bäuerisches Costüm, aber ihre Spinnrocken waren verschwunden. Beide schienen sich in lebhafter Aufregung zu befinden. Die ernsten Züge der Mutter gaben Schmerz, Unwillen und Verachtung zu erkennen, während das reizende Gesicht der Tochter hinter schüchterner Verlegenheit zugleich Freude und Hoffnung verrieth.

Auch Daniel war sehr bewegt und sein Herz klopfte gewaltig. Nichtsdestoweniger sprach er kein Wort, bevor er die Thür sorgfältig hinter sich geschlossen hatte.

Dann nahm er seinen Hut ab und eilte auf die beiden Frauen zu, indem er rief:

»Frau Marquise — meine theure Marie! Wie glücklich bin ich, Sie wiederzusehen!«

»Guten Tag, Cousin Daniel,« entgegnete das junge Mädchen in freundlichem Tone.

Sie stand im Begriff, ihrem Verwandten die Hand und vielleicht auch die Wange zu bieten, aber ein Blick ihrer Mutter hielt sie zurück.

Dieser Blick hatte einen so feindseligen Ausdruck, daß Daniel verlegen und stumm dastand. Die stolze Dame schien sich einen Augenblick lang an seiner Verwirrung zu weiden.

»Ich grüße Sie, Bürger,« sagte sie endlich mit schneidender Ironie. »Ich vermuthete sogleich Ihre Gegenwart oder sogar die meines würdigen Bruders, als ich in diesem Hause jenes Geschrei erschallen hörte, welches sich so oft unter beklagenswerthen Umständen hören läßt. Mein Bruder aber verläßt nicht auf diese Weise seine Wohnung, um uns auf die Gefahr hin, sich zu compromittiren, einen Besuch abzustatten, und Sie allein waren fähig, diesen Ausbruch von patriotischer Begeisterung herbeizuführen. Ich hätte daran sogleich Ladrange erkennen sollen — wenn Sie sich noch herablassen, diesen Namen zu tragen, denn ohne Zweifel nennen Sie sich jetzt Brutus oder Mucius Scävola oder Cato, wie die meisten Ihrer Freunde, die Sansculotten.«

Der junge Mann hatte wohl von Seite seiner Tante einen etwas unfreundlichen Empfang erwartet, aber auf einen so hohen Grad von Erbitterung und Hohn war er nicht gefaßt. In traurigem Tone antwortete er:

»Ich beschwöre Sie, Madame, begegnen Sie mir nicht auf diese Weise! Obschon ich mich in diesen und jenen Dingen zu den neuen Ideen bekenne, so ist doch in meinem Innern keine Veränderung mit mir vorgegangen. Ich bin immer noch Ihr Daniel, der Sohn Ihres jüngern Bruders, der arme Verwaiste, für welchen Sie sowohl als Herr von Mereville, Ihr Gemal, sonst so viel Liebe und Zuneigung an den Tag legten.«

»Nennen Sie nicht diesen Namen!« unterbrach ihn die Marquise mit dem Fuße stampfend. »Sprechen Sie weder von meinem Bruder, diesem so begabten Mann, noch von meinem Gatten, diesem hochherzigen Märtyrer! Glauben Sie, daß mein so biederer und guter Bruder, wenn er noch lebte, seinen Sohn in dieser verworfenen Tracht wiedererkennen würde, in welcher ich Sie hier vor mir sehe? Glauben Sie, daß mein Gemal Sie mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt haben würde, wenn er hätte errathen können, daß Sie einst mit seinen Henkern gemeinschaftliche Sache machen würden? Ja, mit seinen Henkern, denn Ihre Freunde, Daniel Ladrange, sind es, welche dieses theure Blut vergossen haben.«

Die hervorbrechenden Thränen hinderten sie weiter zu sprechen, und Marie und selbst Daniel vermochten die ihrigen ebenfalls nicht zurückzuhalten.

»Madame — meine theure Tante,« hob der Friedensrichter nach dieser Pause wieder an, »ich beschwöre Sie, fassen Sie sich. Ihr Schmerz, wie gerecht derselbe auch seyn möge, macht Sie ungerecht und grausam. Weit entfernt, mich an den Gewaltthaten der Parteien zu betheiligen, beklage und verwünsche ich sie. Aber was vermag ich gegen die Ausschweifungen der erbitterten Nation? Es wird ein Tag kommen, wo diese Erbitterung ausgetobt hat, und dann wird es vielleicht den Rechtschaffenen gelingen, sie gänzlich zu beschwichtigen. Bis dahin können wir blos als Einzelne und innerhalb der Grenzen unserer Kräfte so viel Gutes als möglich thun, Dies ist die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, Madame, und ich bin schon so glücklich gewesen, sie zuweilen zu lösen. Der Himmel ist mein Zeuge, wenn ich Ihren Gemal, meinen vielgeliebten Onkel, mit Gefahr meines Lebens hätte retten können, so würde ich keinen Augenblick gezaudert haben!«

»O glaube es, liebe Mutter!« rief Mademoiselle von Mereville, indem sie ihre Arme um den Hals der Marquise schlang. »Ich bin fest überzeugt, daß Daniel die Rettung meines armen Vaters bewirkt haben würde, wenn diese überhaupt in der Macht eines Menschen gestanden hätte.«

»Schweigen Sie, Mademoiselle,« sagte die Marquise befehlenden Tones. »Willst Du Dich vielleicht auch durch diese leeren Redensarten und sentimentalen Phrasen bethören lassen? Ich weiß schon, daß der Bürger Daniel sehr gerne davon spricht, daß er sich für seine Familie opfere. Anstatt ihm Vorwürfe zu machen, sollten wir ihn bewundern und innige Dankbarkeit für ihn empfinden.«

»Und warum sollten wir dies nicht, meine Mutter?« entgegnete das junge Mädchen dreist. »Daniel hat uns schon so viele Dienste geleistet —«

Daniel unterbrach sie.

»Liebe Cousine, ich bitte Dich,« sagte er, »lenke nicht durch Vertheidigung meiner Sache einen Zorn auf Dich, der durch so viele verhängnißvolle Umstände erklärt, wenn auch nicht entschuldigt wird. Ich maße mir nicht an,« fuhr er gegen die Marquise gewendet fort, »in den Diensten, welche ich habe leisten können, eine Entschuldigung zu suchen. Schon von der ersten Zeit dieser Revolution an hatten, wie ich offen gestehe, reifliches Nachdenken, das Studium der Rechte und auch vielleicht mir eigenthümliche Triebe mich bewogen, gewissen Ideen zu huldigen, welche ich heute triumphiren sehe. Ich billige durchaus nicht die ausdrückliche und schonungslose Anwendung dieser Principien; ich beklage die Excesse, welche sie zur Folge haben — aber eben so wie viele Andere glaube ich, daß aus diesem vorübergehenden Sturm das Gute hervorgehen wird. Ich schwöre es Ihnen, Madame, daß ich für die unglücklichen

Opfer nur Achtung und Mitleid empfinde; ich möchte sie retten, aber was kann ein schwacher Mensch gegen einen Orkan ausrichten!«

»Noch einmal — dies sind nichts als leere Redensarten,« sagte die Marquise in düsterem Tone. »Wenn Sie wirklich die edelmüthigen Gesinnungen besitzen, welche Sie zur Schau tragen, konnten Sie dann nicht etwas versuchen, Ihr Ansehen aufbieten, ja sogar Ihre eigene Sicherheit preisgeben, um Ihren Onkel, meinen Gemal, der entsetzlichen Rache Ihrer würdigen Freunde zu entreißen?«

»Haben Sie Erbarmen, Madame, schmettern Sie mich nicht zu Boden,« hob Daniel im Tone der Verzweiflung wieder an, »machen Sie mir nicht etwas zum Vorwurf, was das Werk des Verhängnisses war. Wie schmerzlich auch diese grausamen Erinnerungen für Sie und für Marie seyn mögen, so erlauben Sie mir doch, Ihnen die nähern Umstände dieser Katastrophe ins Gedächtniß zurückzurufen. Weder Sie noch Ihr Gemal wollten, beseelt von einer Gesinnung, die ich billigen muß, das Rettungsmittel der Auswanderung ergreifen. Der Achtung und Liebe Ihrer Nachbarn sicher, wohnten Sie friedlich auf Ihrem Schlosse Mereville, in einer abgelegenen Gegend, wohin der Hauch des socialen Sturmes nur matt und beinahe unmerklich drang. Herr von Mereville gehörte jener intelligenten Classe des Adels an, welche die Revolution bei ihrem Ursprunge nicht gemißbilligt hatte. Er erkannte die Nothwendigkeit, die monarchischen Mißbräuche zu reformiren. Er besaß weder den Dünkel noch die Vorurtheile seiner Kaste. Er hatte Sie geheirathet, Madame, trotzdem daß Sie aus einer bürgerlichen, wenngleich höchst ehrenwerthen und achtbaren Familie stammten. Dabei besaß er jene Biederkeit und Einfachheit, welche die Herzen gewinnen. Man

konnte daher hoffen, daß Sie von den schlimmen Leidenschaften des Volkes vergessen werden würden, und ich gedachte meinen Einfluß in der Provinz aufzubieten, um alle Gefahren von Ihnen abzuwenden.

»Mittlerweile kamen in Paris die Ereignisse vom 10. August zum Ausbruch. Die ganze Welt erzitterte vor dem furchtbaren Schlage, den das Volk geführt hatte. Dennoch aber schien es nicht, als ob diese neue Bewegung Einfluß auf Ihr Schicksal äußern sollte, als ich erfuhr, daß Herr von Mereville verschwunden war und daß meine Cousine und Sie allein auf dem Schlosse zurückgeblieben waren. Ich glaubte, mein Onkel sey emigrirt und ich eilte nach Ihrem Wohnsitz. Sie versuchten mich wieder zu beruhigen. Der Marquis, sagten Sie, sey blos in Geschäften verreist und werde ganz gewiß bald zurückkommen. Ich theilte Ihre anscheinende Ruhe nicht, vergebens aber bemühte ich mich, Ihnen Ihr Geheimniß zu entreißen. Ich sah mit Schmerz, daß Sie anfingen mir zu mißtrauen, und entfernte mich mit kummervollem Herzen, ohne von Ihnen irgend eine Aufklärung erhalten zu haben. Was war geschehen? Ich errieth, daß die Geduld des freisinnigen Edelmannes ihr Ende erreicht hatte. Aber zu welchem gefährlichen Unternehmen hatte er sich verleiten lassen! Ich erfuhr es erst, als es schon zu spät war, um auf wirksame Weise einzuschreiten. Eines Tages, ungefähr zwei Monate nach meinem Besuche, las ich in den Zeitungen eine unheilvolle Nachricht. Ich konnte anfangs nicht daran glauben — meine Augen trübten sich, der Kopf schwindelte mir. Dennoch aber war die Thatsache außer allem Zweifel. Ich wußte nun endlich, was Sie den traurigen Muth gehabt haben, mir zu verschweigen. Der Marquis von Mereville war, erschreckt durch den raschen Gang der Revolution, vielleicht auch heim-

lich durch unkluge Freunde dazu aufgefordert, nach Paris gegangen, um sich bei einem kühnen Unternehmen zu betheiligen, welches die Befreiung des Königs und der königlichen Familie zum Zweck hatte, die Verschworenen, welche die Katastrophe vom 21. Januar nicht hatten voraussehen können, beharrten nichtsdestoweniger bei ihrem Plane, um die Königin und den Dauphin zu retten. Sie wurden aber verrathen, festgenommen und vierundzwanzig Stunden nach ihrer Verhaftung war Alles vorbei.

»Sie sehen, Madame, die Zeitung unterrichtete mich gleichzeitig von dem wahnsinnigen Versuche jener kühnen Edelleute und von den verderblichen Folgen dieses Versuches. Vielleicht, wenn Sie mir gleich von Anfang an mitgetheilt hätten, bei welchem gefährlichen Unternehmen sich mein Onkel betheiligt hat, wäre es mir gelungen, ihn davon wieder abzulenken. Im äußersten Falle wäre ich nach Paris geeilt und hätte auf alle Gefahr hin — doch Sie waren einmal mißtrauisch gegen mich und wir mußten Alle die Strafe des Mißtrauens tragen.

»Trotz des ungeheuren Schmerzes, der mich zu Boden drückte, mußte ich vor allen Dingen an Ihre Sicherheit denken. Ich sah voraus, daß man Sie in Mereville nicht lange mehr in Frieden lassen würde, und in der That erhielt ich zwei Tage nach jener tragischen Nachricht in meiner Eigenschaft als Gerichtsbeamter einen gegen Sie beschlossenen Verhaftsbefehl mit der Weisung, denselben auf der Stelle ausführen zu lassen. Schon aber war es mir möglich gewesen, Sie zu warnen und Ihnen ein Asyl ausfindig zu machen. Da ich nicht wagte, mich selbst nach Mereville zu begeben, denn meine Abwesenheit hätte gefährlichen Verdacht erregt, so schickte ich Ihnen einen vertrauten Mann, um Sie in aller Eile verkleidet und unter dem Schutze der Nacht hierherzufüh-

ren. Ich glaubte, daß Sie auf dem Schlosse Breuil unter dem Schutze Ihres Bruders, der ein Bürgerthumscertificat erhalten und dessen demokratische Meinungen bekannt sind, nichts mehr zu fürchten haben würden. Ich fühlte mich daher nicht wenig beruhigt, als mein Bote zurückkam und mir meldete, daß Sie und meine theure Cousine glücklich in dieser friedlichen Gegend angelangt wären.

»Dies ist der ganze Verlauf meiner Handlungsweise, Madame, und ich frage Sie, war sie nicht die eines rechtschaffenen Mannes und eines guten Verwandten? Seit jenem Tage hatte ich mich begnügt aus der Ferne über Sie zu wachen, weil ich nicht hierherzukommen wagte, denn ich werde selbst überwacht und die geringste Unvorsichtigkeit könnte mich mit Ihnen zugleich ins Verderben stürzen. Ich glaubte Sie aber unter dem Dache unseres Verwandten, in dessen eigenem Interesse es lag, Sie zu schützen, und denken Sie sich daher mein Erstaunen, meine Entrüstung, als ich allen Gefahren trotzend, um Ihnen einen Besuch abzustatten, erfahre, daß der Onkel Ladrange seiner Schwester und der Tochter seiner Schwester ein Asyl verweigert hat. Nachdem er Sie auf eine einzige Nacht in sein Haus aufgenommen, weicht er den Einflüsterungen des Egoismus und der Furcht und überläßt seinem Pächter die Sorge, zwei arme, geächtete und wehrlose Frauen zu schützen. Seit dieser Zeit hat er Sie nicht ein einziges Mal wiedersehen wollen; er hat sich nicht einmal herbeigelassen. Ihnen einen Besuch in der Meierei abzustatten. Sie haben von ihm weder Beistand noch Trost empfangen — aber ich werde ihm seine elende Handlungsweise vor Augen halten und er soll darüber erröthen.«

»Warum wundern Sie sich über eine solche Handlungsweise und warum soll mein Bruder darüber erröthen?« fragte

die Marquise wieder mit ihrer bittern Ironie. »Ihr Onkel, Bürger Daniel, handelt blos consequent und sucht nicht, wie so viele Andere, seinen Egoismus hinter einer Maske von Anhänglichkeit und Edelsinn zu verstecken. Soll er, nachdem er so viel gethan, um sein Vermögen und sein Leben zu erhalten, vielleicht Beides dadurch gefährden, daß er der Tochter und der Witwe eines aristokratischen Verschwörers eine Zuflucht in seinem Hause gewährt? Die Bürgerin Petronilla, seine Haushälterin, würde es ihm niemals verzeihen. Uebrigens ist mein vortrefflicher Bruder auch ein sparsamer Wirth und es würde ihm zu viel Aufwand verursachen, vormalige Edelleute zu beherbergen und zu beköstigen. Weit besser ist es, sie unter dem Vorwande größerer Sicherheit in einem Bauernhause in mäßige und wohlfeile Kost zu geben; doch lassen wir das, mein Herr. Meine Tochter und ich, wir beklagen uns über nichts; wir verlangen keine Gunst, und wenn wir unter unsern Wohlthätern die Wahl haben, so werden wir den ehrlichen Bauersleuten, die uns in unserm Unglück aufgenommen haben, den Vorzug vor allen andern geben.«

Die Hartnäckigkeit des Hasses, welcher aus jedem Worte der Marquise hervorleuchtete, brachte Daniel fast zur Verzweiflung.

In schmerzlichem Tone hob er wieder an:

»Ich sehe wohl, Madame, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke nichts im Stande seyn würde, Ihr grausames Vorurtheil zu besiegen. Meine Erklärungen können Sie nicht überzeugen, meine Bitten können Sie nicht rühren. Erbittert durch Unglück und Verfolgung lassen Sie sogar Ihren Freunden entgelten, was das Werk des Verhängnisses ist. Ich rechne daher auf die Zeit, welche nicht verfehlen wird, in Ihrem scharfblickenden Geiste eine günstige Reaction herbeizu-

führen. Mittlerweile aber bietet Ihr gegenwärtiger Zufluchtsort keine genügende Sicherheit dar. Die Meierei wird in Folge der Gastfreundschaft des Pächters von sehr vielen Leuten besucht. Welche Sorge Sie und Marie auch tragen mögen, sich immer eingeschlossen zu halten, so können Sie doch bemerkt werden und es bedürfte keines großen Scharfblickes, um Ihren wirklichen Stand zu errathen. In diesem Falle würde gewissen Leuten die Versuchung vielleicht zu stark erscheinen. Im Schlosse dagegen, welches mein Onkel ganz allein bewohnt und wo man Niemand empfängt, werden Sie keinerlei indiscreten Beobachtungen ausgesetzt seyn. Sie werden dort mehr Freiheit und mehr Behagen finden und ich hoffe unsern Verwandten zu bestimmen, Sie dort aufzunehmen. Sie dürfen nicht vergessen, Madame, daß der Verhaftsbefehl gegen Sie noch in Kraft besteht und daß die geringste Nachlässigkeit furchtbare Folgen haben kann.«

»Wohlan, was kommt weiter darauf an?« entgegnete Frau von Mereville mit bitterer Verzweiflung. »Ich bin des Leidens überdrüssig, und werde mich. wenn es seyn muß, auch in das Sicksal meines vortrefflichen Gatten ergeben.«

»Und Ihre Tochter, Madame, Ihre Tochter, die noch so jung und alles irdischen Glückes so würdig ist, wollen Sie auch diese einem vorzeitigen Tode überantworten? O ich beschwöre Sie um Ihrer Tochter und Ihrer selbst willen, ertragen Sie Ihre Uebel mit Geduld und Ergebung. Die Krisis, in welcher wir uns befinden, kann nicht mehr lange dauern. Ich werde die erste günstige Gelegenheit benutzen, um Sie aus dieser mißlichen Lage zu befreien. Mittlerweile aber lassen Sie mich die Maßregeln treffen, welche Ihre Sicherheit gebieterisch verlangt. Ich sage Ihnen nochmals, Sie werden hier in der Meierei zu viel gesehen. Selbst der unerfahrenste

Spion würde Sie an Ihrer edlen Miene und Haltung erkennen, eben so wie meine Cousine an ihrer Anmuth, ihrer Schönheit —«

»Mein Herr,« unterbrach ihn die Marquise ungeduldig, »schweigen Sie mit diesen Schmeicheleien, die weder bei mir noch bei meiner Tochter Glück machen; die Zeit ist vorbei, wo wir auf die Offenheit Ihres Charakters vertrauend diesen Schmeichelworten Gehör geben konnten. Machen Sie aber den Versuch, von welchem Sie sprachen, bei meinem Bruder, Bürger Daniel — ich habe durchaus nichts dagegen. Wenn wir dieses Haus verlassen müssen, so werde ich es ohne Widerstreben verlassen, da das Wohl meiner Tochter, wie Sie sagen, es verlangt. Und nun,« setzte sie kalt hinzu, »erlauben Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß diese lange Conferenz mit zwei verdächtigen Frauen bemerkt werden und einen eifrigen Bürger compromittiren könnte.«

Daniel stieß einen tiefen Seufzer aus. Er fühlte sich ohnmächtig gegen diesen aller Vernunft hohnsprechenden Widerwillen, welcher die wichtigsten Dienste verkannte.

»Ich werde mich sogleich entfernen, Madame,« entgegnete er, »denn meine Gegenwart wird Ihnen auch lästig; heute Abend werde ich Ihnen über das Resultat meiner Mission bei meinem Onkel Ladrange Bericht erstatten. Ehe ich Sie aber verlasse, habe ich noch ein Wort mit Ihnen in Bezug auf Ihre Vermögensangelegenheiten zu sprechen. Ihre Güter und die des Marquis von Mereville sind unter Sequestration gelegt. Gern hätte ich Sie vor diesem Unglücke bewahrt, aber ein einflußreicher Freund, den ich in Paris hatte, ist eben erst selbst in die Acht erklärt worden. Er hat entfliehen müssen, um seinen Kopf zu retten und die Stütze, die ich in seinem Ansehen fand, fehlt mir nun gänzlich. Dennoch

aber sind, in Folge der von mir aufgebotenen einflußreichen Vermittelungen, Ihre Besitzungen noch nicht zum Nationaleigenthume erklärt worden und ich hoffe, daß es mir, indem ich die Sache in die Länge ziehe, gelingen werde, sie Ihnen in ruhigeren Zeiten ungeschmälert wieder überweisen zu können.«

»Ach!« entgegnete die Marquise, deren Augen wie ihr selbst zum Trotze zu erglänzen begannen.

»Bis dahin,« stammelte Daniel schüchtern, »wenn es Ihnen vielleicht an irgend etwas mangelt, und Sie einem Verwandten, den Sie früher mit Wohlthaten überhäuft, gestatten wollen, Ihnen seine Dienste anzubieten —«

»Genug, mein Herr,« unterbrach ihn Frau von Mereville in hartem Tone. »Wenn ich Ihrer Dienste bedarf, so werde ich sehen, ob ich Sie darum anzugehen habe. Mittlerweile aber ersparen Sie mir die Demüthigung, mir dieselben von Ihnen anbieten zu hören.«

Daniel warf einen Blick zum Himmel, wie um ihn zum Zeugen der Ungerechtigkeit seiner Tante anzurufen, und schickte sich an fortzugehen.

»Madame,« sagte er endlich, »deuten Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie eben so wie Mademoiselle Marie beschwöre, dieses Zimmer vor meiner Rückkehr nicht zu verlassen. Es sind gerade jetzt Leute hier anwesend, deren Benehmen mir Verdacht einflößt, und der verächtlichste Feind kann jetzt gefährlich werden.«

»Es ist gut, mein Herr,« entgegnete die stolze Tante. »Seyen Sie unbesorgt; wir sind schon seit langer Zeit an die strengste Abgeschlossenheit gewöhnt. Ich danke Ihnen indessen für Ihren guten Rath. Derselbe ist um so großmüthiger, als, wenn Ihre Freunde, die Revolutionäre, unsern Schlupfwin-

kel entdeckten, Sie und Ihr würdiger Onkel unsere Besitzungen erben würden.«

Dieser letzte Stoß war ein so grausamer, und was Daniel betraf, ein so wenig gerechtfertigter, daß der junge Mann sich nicht mehr halten konnte und heiße Thränen ihm aus den Augen rannen.

Fräulein von Mereville eilte auf ihren Cousin zu, faßte seine Hand in die ihrigen und sagte mit überströmendem Gefühl:

»Daniel, mein armer Daniel, verzeihe meiner Mutter, ihr Herz ist von zu vielen Schmerzen zerrissen! Es wird, wie Du eben sagtest, ein Tag kommen, wo sie Dich besser zu würdigen wissen wird. Was mich betrifft, so bin ich durchdrungen von Dankbarkeit für deine Aufopferung und wenn Du auch wirklich in manchen Dingen Unrecht haben solltest, so verzeihe ich es Dir.«

»Was soll das heißen, Mademoiselle?« rief die aufgebrachte Marquise.

Das junge Mädchen prallte über das, was sie gesagt, selbst erschrocken, zurück, aber schon hatte Daniel den Kopf emporgerichtet, und eine unaussprechliche Freude malte sich auf seinem Gesichte.

»Ich danke Dir, Marie, Engel des Himmels!« rief er. »Du hast mir neue Kraft und neuen Muth gegeben. Fasse Vertrauen zu mir; trotz der unheilvollen Vorurtheile deiner Mutter werde ich Euch Beide retten, oder dabei meinen Tod finden.«

Mit diesen Worten verließ Daniel das Zimmer und bald hörte man ihn die Allee hinabgaloppiren.

IV.

Das Schloß Breuil.

Ehe wir weitergehen, müssen wir dem Leser noch einige der Vergangenheit angehörende Einzelnheiten über die Familie Ladrange mittheilen, deren verschiedene Mitglieder die Hauptrollen in dieser Geschichte spielen werden.

Die Ladranges bildeten eine jener reichen Bürgerfamilien, welche in der Provinz mit dem Adel fast auf gleicher Stufe standen. Vielleicht hatten sie, wenn man gewissen Behauptungen Glauben schenken durfte, ebenfalls einen adeligen Ursprung gehabt, welchen zwei oder drei aufeinanderfolgende Generationen unterlassen hatten geltend zu machen.

Ihr Reichthum datirte von Pierre Ladrange oder de la Orange (dies war der streitige Punkt), welcher gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich als Schiffsrheder in Nantes niedergelassen und durch den Seehandel bedeutende Summen erworben hatte.

Seine Nachkommen entsagten dem Handel, in Folge eines ziemlich seltenen Zufalles aber hatte ihr Vermögen während zwei Jahrhunderten keine bemerkenswerthe Verminderung erfahren, so daß es in dem Augenblick der Revolution immer noch bedeutend war.

Andererseits hatten die Ladranges nichts versäumt, was ihren Einfluß vermehren konnte. Sie hatten sich durch Heira-

then mit den achtungswerthesten Familien der Beauce und der Umgegend von Chartres verbündet und mehre von ihnen hatten mit Auszeichnung die Beamtencarriere durchgemacht. Die Stadt Chartres hatte sogar zwei Landrichter ihres Namens gehabt und der letzte, Paul Anselm Ladrange, im Jahre 1780 gestorben, war Daniels Vater.

Paul Anselm, den man in seiner Familie und in der Umgegend gewöhnlich den Landrichter nannte, hatte einen Bruder und eine Schwester gehabt, welche älter waren als er. Der ältere Bruder, der gegenwärtige Besitzer des Schlosses Breuil, wo er wohnte, erbte nach damaligem Gebrauche alle Güter der Familie und war schon von seiner Jugend an viel zu geizig, als daß er seinen jüngern Geschwistern mehr als ihren kärglichen Antheil gelassen hätte.

Paul Anselm mußte sich daher mit einer bescheidenen Anstellung begnügen, welche sein Vater ihm bei dem Landgerichte von Chartres gekauft hatte und seine Schwester ward für das Kloster bestimmt.

Zum Glück war Paul Anselm ein Mann von hoher Intelligenz und seine Schwester war schön. Während daher der Bruder eine der ersten Magistratsperson in seiner Vaterstadt ward, heirathete die Schwester den Marquis von Mereville, einen Landedelmann, welcher in dem Gebiet von Orleans ein schönes Landgut besaß.

Der Landrichter starb trotz der wichtigen Aemter, womit er bekleidet gewesen, arm und sein Sohn, der sich auf diese Weise schon in einem Alter von zwölf Jahren verwaist sah, hatte weiter kein Vermögen als eine bescheidene von seiner Mutter herrührende Rente.

In der That konnte Daniel als der künftige Erbe des Onkels Ladrange von Breuil betrachtet werden, der niemals

verheirathet gewesen und welcher weit entfernt, sein Vermögen zu verschwenden, es durch allerlei mehr oder weniger lobenswerthe Mittel vermehrte.

Der Onkel von Breuil aber, dessen Bekanntschaft wir ebenfalls bald machen werden, war nicht der Mann der sich für einen unbemittelten Verwandten das geringste Opfer aufgelegt hätte. Er verstand sich nicht eher dazu, Daniels Vormund zu werden, als bis er sich überzeugt hatte, daß der Verwaiste hinreichende Hilfsquellen besaß, um nicht ihm zur Last zu fallen.

Uebrigens reducirten sich seine Pflichten als Vormund auf sehr wenig. Er gab seinen Neffen in das Collège von Chartres in Pension und sah ihn nur während der Ferien, wenn der Schüler nach Breuil kam, um hier Vorlesungen über strenge Sparsamkeit zu hören. Später schickte er ihn auf die Universität Paris, von wo der junge Mann nach Chartres zurückkehrte, um die Advocatencarriere zu machen. In den verschiedenen Phasen seiner Existenz war Daniel wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, daß er den Betrag seiner kleinen Rente um keinen Heller überschreiten dürfe, und er war diesen Vorschriften auf das Gewissenhafteste nachgekommen.

Wenn Daniel auf Seiten seines Vormundes nur Egoismus und Härte fand, so war dies doch bei seiner Tante Mereville nicht der Fall. Die Marquise hatte ihren jüngern Bruder stets sehr lieb gehabt, und trug auf den Sohn die Zärtlichkeit über, welche sie für den Vater gehegt.

Auch der Marquis selbst faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem Verwaisten. Wenn Daniel einige Tage in Mereville zubrachte, so überhäufte er ihn mit Geschenken und lehrte ihn die süßen Freuden der Kindheit kennen, deren sein Vormund

ihn beraubte. Später als der junge Ladrange sich juristische Kenntnisse erworben, zog ihn der Marquis, der, wie es einem guten Grundstücksbesitzer zukommt, ein wenig prozeßsüchtig war, über seine streitigen Angelegenheiten gern zu Rathe und unterhielt sich mit ihm über seine eingebildeten oder wirklichen Rechte.

Was aber Daniel ganz besonders nach Mereville zog, war die Nähe seiner Cousine Marie, eines reizenden Mädchens, welches er hatte heranwachsen sehen und dessen Vollkommenheiten er in ihrer allmäligen Entwickelung beobachtet. Eine süße Vertraulichkeit war zwischen ihnen entstanden und vielleicht, nachdem sie die Kindheit hinter sich hatten, in Liebe übergegangen, aber noch hatte keine Erklärung stattgefunden. Sie liebten sich seit so langer Zeit und so natürlich, daß sie vielleicht selbst nicht wußten, was sie Eins für das Andere empfanden. Uebrigens waren ihre Mittheilungen zwischen einander so selten und die Umstände in der letzten Zeit so ernst geworden, daß sie nicht die nöthige Ruhe gehabt hatten, um diese Prüfung ihres Gewissens und Bewußtseyns vorzunehmen.

Zwischen diesen beiden so verschiedenen Häusern Breuil und Mereville hatte Daniel die kurzen Augenblicke der Muße getheilt, welche das Studium ihm übrig ließ, und man wird leicht errathen, welches von diesen beiden Häusern von ihm den Vorzug erhielt.

Wenn er einige Wochen bei seinem Onkel Ladrange zugebracht hatte, war er schüchtern, verschlossen und wortkarg. Nach einem kurzen Aufenthalt auf dem heitern, gastfreien Schlosse des Marquis dagegen erschien die frische Röthe wieder auf seinen Wangen, sein Auge erhielt wieder Glanz

und sein feuriger Geist gab sich in jugendlichem Aufschwunge kund.

Dennoch aber waren diese angenehmen Besuche in Mereville eben so wenig als die langweiligen Stunden zu Breuil im Stande, ihm die Sorge für seine Zukunft vergessen zu machen. Erfüllt von edlem Ehrgeiz und nur sich auf sich selbst verlassend, bereitete er sich durch angestrengte, hartnäckige Arbeit darauf vor, einmal seine Rolle in der Welt zu spielen. Als er sich daher mit dem Titel eines Advocaten in Chartres niederließ, versprach er unter den Juristen dieser Stadt, als ein neuer Stern zu glänzen und einmal ein eben so rechtschaffener als intelligenter Beamter zu werden, wie sein Vater gewesen war.

Wir fügen hier noch einige Worte hinzu, um die liberalen Meinungen zu erklären, welche die Marquise so sehr gegen ihn erbittert hatten.

Die Principien, welche den Sturz der alten Monarchie herbeiführten, gehörten bekanntlich nicht ausschließlich der oder jener Classe an. Als der Losbruch stattfand, waren alle aufgeklärten Geister unter dem Adel sowohl wie in dem dritten Stande, unter der Geistlichkeit wie im Volke, über die Nothwendigkeit einer Reform einverstanden.

Die Meinungsverschiedenheit begann erst bei der Frage, innerhalb welcher Grenzen diese Reform durchgeführt werden solle. Die Magistratur namentlich, welche durch das Organ der Parlamente eine so lange und consequente Opposition gegen die absolute Gewalt gebildet hatte, war schon mit gewissen Gewohnheiten des Widerstandes und der Freiheit behaftet.

Dies war Daniel Ladrange's Ausgangspunkt. Ausge-

zeichnete Juristen und Gesetzkenner, alte Freunde seines Vaters, hatten ihn in gewisse traditionelle Doctrinen eingeweiht.

Andererseits war es das gründliche Studium des Ursprunges der Rechte, das Nachdenken über die Werke, welche uns die großen Denker des achtzehnten Jahrhunderts hinterlassen haben, und vielleicht auch jene edelmüthige Gesinnung, welche die jüngeren Männer treibt, die unterdrückten Classen gegen die privilegirten zu vertheidigen, was ihn mit Leidenschaft den neuen Ideen zugeneigt machte, so daß Niemand die Revolution mit mehr Enthusiasmus und froher Zuversicht begrüßte als er.

Mittlerweile und so wie die feindlichen Parteien sich die Leitung der revolutionären Bewegung streitig machten, hätte Daniel Ladrange gern gewünscht, sie auf gewisse Grenzen beschränken zu können; wenn er aber auch bedauerte, daß diese Grenzen überschritten wurden, so erschrak er darüber doch nicht in übermäßigem Grade. Dies ging so zu.

Als Daniel sein erstes Debüt an der Gerichtsschranke von Chartres gemacht hatte, befreundete er sich mit einem seiner neuen Collegen, an welchem man besonders seine wunderbare Gerechtigkeit und unverbrüchliche Rechtschaffenheit rühmte. Dieser College war der berühmte Pethion von Villeneuve, der von dem dritten Stande der Wahlberechtigter von Chartres zum Deputirten bei den Generalstaaten gewählt ward. Pethion hatte die hochherzigen Ideen, den Muth und die Energie seines Freundes Daniel Ladrange nach ihrem richtigen Werthe gewürdigt. Als sie sich trennen mußten, entspann sich zwischen ihnen ein lebhafter Briefwechsel. Pethion war es, der seinen jungen Freund aufrecht hielt, ihm das Mißtrauen benahm, welches die Gewaltthätigkeiten der Parteien in ihm erweckte,

und ihm unaufhörlich am Ziele der Bahn die große und herrliche sociale Wiedergeburt zeigte, welche sie Beide geträumt.

Als Pethion Maire von Paris und Präsident des Nationalconvents geworden war, setzte er auf Daniel immer noch unbedingtes Vertrauen und verlieh ihm eine bedeutende Autorität in ihrer Heimat. Ladrange, so bescheiden auch seine officiellen Functionen als Friedensrichter waren, war in der Wirklichkeit einer der Anführer der gemäßigten Revolutionspartei in seiner Provinz und hatte oft das Ansehen und den Einfluß seines Freundes benutzt, um Geächtete zu retten oder verderbliche Excesse zu verhindern.

Unglücklicherweise ward er des Schutzes, den er bis diesen Augenblick in seinem vormaligen Collegen gefunden, plötzlich beraubt.

Pethion, in seinem Kampfe gegen den Berg besiegt, angeklagt und genöthigt zu fliehen, war in der Umgegend von Bordeaux mit zwei andern Deputirten, die eben so wie er außer dem Gesetz erklärt worden, auf elende Weise um's Leben gekommen. Pethion war es, von welchem Daniel mit Frau von Mereville hatte sprechen wollen, als er ihr den Verlust eines mächtigen Freundes mittheilte.

In seinen Neigungen und seinem Glauben grausam verwundet, empfand Ladrange einen wirklichen Abscheu gegen die siegreiche Partei. Wie aber sollte er auf der furchtbaren abschüssigen Bahn stehen bleiben, die er einmal betreten? Seine wohlbekannten Beziehungen zu Pethion hatten ihn der herrschenden Partei verdächtig gemacht. Er wußte dies und fühlte, daß er bei dem ersten Zögern, welches er merken ließ, verloren sey.

Uebrigens hätte sein Rücktritt die Damen von Mereville und selbst seinen Onkel ihrer Stütze beraubt, da diese nur

durch sein Ansehen gegen die Leidenschaften des Augenblicks gestützt wurden.

Diese Erwägungen hatten ihn bestimmt, seine wahren Meinungen und seinen Widerwillen gegen die Partei, welche sich der Gewalt bemächtigt, sorgfältig zu verhehlen.

Auch die maßlose Ungerechtigkeit seiner Tante — eine Ungerechtigkeit, deren Eindruck durch Mariens sanfte Worte gemildert worden — hatte nagende Zweifel in seinem Gemüth erweckt. Während er in der Allee hingaloppirte, fragte er sich, ob die Vorwürfe der Marquise nicht in der That begründet wären, ob Beweggründe des persönlichen oder des Familieninteresse seine Handlungsweise entschuldigten.

Die düstere Façade des Schlosses, welche sich bald zwischen den Bäumen hindurch zeigte, gab jedoch seinen Gedanken eine andere Richtung.

Das Schloß Breuil war ein altes, massives Gebäude von viereckiger Form, welches die Sparsamkeit seines gegenwärtigen Besitzers in einem Zustande ließ, der an wirklichen Verfall grenzte.

Hundertjährige Eichen, welche es umgaben, wehrten der Luft und dem Tageslicht den Zutritt. Nach den geschlossenen Fensterläden zu urtheilen, hätte man meinen sollen, es sey völlig unbewohnt. Moos wuchs aus den Dächern, aus den großen massiven Schornsteinen stieg kein Rauch, Unkraut wucherte überall an den Wänden empor, wie um sie den Blicken der Beschauer zu entziehen. Kein Huhn gackerte auf den Höfen umher, keine Taube girrte auf den verrosteten Wetterfahnen. Nichts lebte, nichts rauschte in dieser düstern Wchnung.

Der Gesang einiger einsamen Vögel hallte allein in der Umgebung wie in der Tiefe des Waldes.

Ein eisernes Gitter verschloß dem herrschenden Gebrauche gemäß den Vorhof. Dieses Gitter aber war nach innen mit einem Verschlage von starken Bretern versehen, welches nicht gestattete, einen Blick in den innern Raum zu werfen. Die fest verriegelte Thür schien sich seit vielen Jahren nicht in ihren Angeln gedreht zu haben. Das Häuschen des Portiers, welches man über die Barrieren hinweg sah, hatte ein geborstenes Dach und fiel in Trümmer.

Daniel verfolgte einen schmalen, unter dem ihn überwuchernden Unkraut kaum sichtbaren Weg, der nach einer in einer hohen Mauer angebrachten und von dichten Epheuranken halb verdeckten Thür führte. Dies war der gewöhnliche Eingang zum Schlosse Breuil.

Als er absteigen wollte, gewahrte er in einer Entfernung von einigen Schritten einen unbeweglichen Menschen, welcher das Schloß mit großer Neugierde betrachtete.

Ganz in diese Betrachtung versunken hatte er den Reiter nicht kommen gehört. Bei dem Geräusch, welches er hinter sich vernahm, drehte er endlich den Kopf herum. Nachdem er einen Blick auf den Reiter geworfen, beeilte er sich, pfeifend einen nahen Steg zu überschreiten und verschwand hinter dem Gebüsch.

Demnoch aber hatte Daniel Zeit genug gehabt, den fremden Taglöhner zu erkennen, den er einen Augenblick vorher in der Meierei gesehen und den man den Einäugigen von Jouy nannte.

In jener unruhigen Zeit gab der geringste Umstand Anlaß zu Argwohn und wenn der junge Ladrange weniger mit seinen eigenen Gedanken zu thun gehabt hätte, so würde er sich er-

kundigt haben, was dieser Vagabund in der Nähe des Hauses seines Onkels zu suchen hätte.

Der durch diesen kleinen Vorfall veranlaßte Eindruck von Mißtrauen verschwand jedoch sehr rasch und Daniel zog, nachdem er vom Pferde gestiegen, an einen alten mit Knoten versehenen Strick, der neben der kleinen Thür herabhing.

Sofort gab das Haus, welches so öde und verlassen zu seyn schien, einige Lebenszeichen. Ein lautes Gebell, welches von einem riesigen Bullenbeißer ausgehen mußte, erhob sich in dem Innern und dauerte ununterbrochen fort. Dennoch aber vergingen mehr als fünf Minuten, ehe ein menschliches Wesen erschien, um auf den Ruf der Glocke zu antworten und Daniel wollte eben zum zweiten Male klingeln, als endlich ein Paar Holzschuhe auf dem Pflaster des Hofes klapperten und eine gellende Stimme im Bauerndialekt auf der andern Seite der Thür rief:

»Wer klingelt denn bei uns? Ohne Zweifel ein Landstreicher. — Geht eure Wege; hier wird nichts gegeben.«

Daniel kannte diese unmelodische Stimme und antwortete ungeduldig:

»Ich bin es, Petronilla. Oeffnet mir schnell, denn ich muß sofort mit meinem Onkel sprechen.«

Man beeilte sich indessen nicht, dieser Aufforderung zu folgen. Ein in der Thür angebrachtes Guckloch öffnete sich langsam und eine alte hagere Frau betrachtete den Besucher mit forschendem Blicke. Endlich sagte sie mit mehr Erstaunen als Freude:

»Ja wirklich, es ist der kleine Daniel. Wer zum Teufel hätte ihn heute hier zu sehen erwartet! Jedenfalls sind Sie aber schon in der Meierei gewesen und haben dort zu Mittag

gespeist, mein Junge; das wird auch sehr gut seyn, denn unsere Speisekammer ist gegenwärtig nicht zum Besten versehen.«

Während die Alte dies sagte, zog sie langsam die ungeheuren Riegel zurück. Niemals war ein Gefängniß oder eine Festung besser als das Schloß von Breuil gegen Besuche und Ueberraschungen geschützt.

Endlich jedoch öffnete sich die Thür mit großem Gerassel und Daniel erhielt Erlaubniß, einzutreten. Als die Alte jedoch sah, daß er sein Pferd hinter sich herzog, rief sie in ihrem kreischenden Tone:

»Ach Du mein Himmel, was fällt Ihnen denn ein, Kleiner, daß Sie dieses Thier mit hereinbringen? Wir haben weder Heu noch Stroh. Was den Stall betrifft, so hat dieser kein Dach mehr und ich habe im vergangenen Winter die Krippen und Raufen als Feuerholz verbraunt. Na,« fuhr sie fort, »Sie werden doch wahrscheinlich nicht lange hier bleiben, nicht wahr? Ohne Zweifel werden Sie heute Abend wieder abreisen und da kann es mittlerweile dieses hohe Gras abfressen, welches hier überall hervorwächst. Jerome wird ihm einen Eimer Wasser holen und damit kann es für diesmal zufrieden seyn.«

Der Hof, in welchen Daniel eintrat, bot in der That einen großen Ueberfluß an Nesseln und Disteln, welche mitten unter halbverfaulten Ackergeräthschaften, räderlosen Pflügen und auseinandergefallenen Fässern hervorwuchsen.

Daniel machte keine Bemerkung, denn er wußte, daß es nichts nützen würde. Er nahm seinem Pferde das Gebiß ab und schnallte ihm den Gurt locker, gab dann dem armen Thiere die Erlaubniß, den angebotenen Schmaus anzunehmen und folgte der alten Petronilla, welche auf das Haus zuschritt.

Diese Frau, welche in dem traurigen Schlosse Breuil die Oberaufsicht zu führen schien, war eine Bäuerin von vierthalb Fuß Länge, welcher mehre über einander gezogene Unterröcke eine außerordentliche Rundung verliehen. Die Zahl dieser Kleidungsstücke war jedoch ohne Zweifel der Qualität derselben nachtheilig, denn sie bestanden fast nur aus Lumpen. Das hagere Gesicht Petronilla's, ihre rothen, zwinkernden Augen, ihr breiter Mund, der, wenn er sich öffnete, die letzten zwei Zähne sehen ließ, welche schwarz und lang waren, wie die Hauer eines wilden Schweines — alles dies bildete ein Ganzes von nicht alltäglicher Häßlichkeit. Im währenden Gehen strickte die Alte an einem großen wollenen Strumpf für ihren Herrn, der Garnknäuel hing an ihrer geflickten Schürze, eine der langen Nadeln stak in ihrer schmutzigen Haube und ihre alten Finger bewegten sich mit erstaunlicher Behendigkeit.

Petronilla stand seit länger als dreißig Jahren in dem Dienste des Herrn Ladrange von Breuil und hatte daher Daniel als noch ganz kleines Kind gekannt. Dennoch aber hatte sie kein Wort des Willkommens, keine freundschaftliche Geberde für den Neffen ihres Herrn, den sie nach langer Abwesenheit wiedersah. Im Gegentheil betrachtete sie ihn mit übellaunigen Blicken wie einen zudringlichen Gast.

Daniel fragte, ohne diesen feindseligen Empfang weiter übel zu nehmen, wie die Bewohner des Schlosses sich befänden.

»Nun, Sie werden es wohl sehen,« entgegnete die Alte mürrisch. »Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, welche auf den Tod Anderer warten und mittlerweile sich noch bei ihnen sattessen möchten. Aber es wird wohl noch eine Weile dauern, ehe

ihre Wünsche in Erfüllung gehen, denn wir befinden uns hier Alle sehr wohl.«

Daniel, der schon an die unfeinen Ausfälle der Haushälterin gewöhnt war, fand es nicht gerathen, den soeben vernommenen Vorwurf weiter zu rügen oder er hatte auch vielleicht in seiner Zerstreuung den Sinn desselben nicht verstanden.

Man marschirte durch Trümmer und Ueberreste aller Art weiter, um den Eingang des Hauses zu erreichen, der sich auf der entgegengesetzten Seite der Façade befand.

Man kam an der Hütte eines alten hagern Bullenbeißers vorbei, welcher unaufhörlich heulte und an seiner Kette riß. Kaum aber hatte er den Neuangekommenen berochen, so verwandelte sich sein Bellen in ein freudiges Winseln und er wedelte liebkosend mit dem Schwanze. Vielleicht erinnerte er sich der Brotstücke, welche Daniel als Schüler ihm zuweilen verstohlen gegeben. Der junge Mann streichelte flüchtig diesen treuen Wächter des Schlosses und setzte seinen Weg weiter fort.

Diese Seite des Schlosses sah eben so düster und traurig aus als die erste. Die Fenster der ersten Etage waren hermetisch verschlossen und nur zwei oder drei im Parterre verriethen bewohnte Zimmer. Die lebendigen Hecken und Bäume des Gartens aber, welche seit langer Zeit nicht beschnitten worden, bildeten eine Art Urwald und verhinderten von außen diesen Umstand wahrzunehmen. Alles schien im Gegentheile darauf abzuzielen, den Vorübergehenden glauben zu machen, daß diese Gebäude schon seit langer Zeit von ihren Besitzern verlassen seyen.

Als Daniel eine kleine aus zwei oder drei zerbrochenen Stufen bestehende Terrasse hinaufgehen wollte, rief ihm Jemand schüchtern zu:

»Guten Tag und Brüderlichkeit, Herr Bürger Daniel!«

Dieser barocke Gruß bewog den jungen Mann sich umzudrehen. Durch das Gestrüpp hindurch, welches dem Garten als Einhegung diente, gewahrte er einen jungen Bauer, der, auf sein Grabscheit gestützt, ihn tölpelhaft anlächelte. Diesmal drehte Daniel sich um, näherte sich dem, der ihn gegrüßt, und sagte in freundlichem Tone zu ihm:

»Guten Tag, mein lieber Jerome. Ei, wie bist Du groß geworden, mein wackerer Junge!«

Jerome wollte antworten, aber die alte Petronella mischte sich sofort ein.

»Was!« hob sie an, »wollen Sie diesen Menschen vielleicht von seiner Arbeit abhalten? — diesen Faullenzer, der nicht das Brot verdient, welches er ißt?«

Der arme Jerome wendete sich, ohne zu muckſen, sofort wieder seiner Arbeit zu, und Daniel, welcher die Nothwendigkeit einsah, in diesem Augenblicke nicht diese menschenfeindliche Creatur zu erbittern, deren Macht über das Gemüth seines Onkels er kannte, suchte auch weiter nicht das Gespräch zu verlängern. Er begnügte sich daher dem Gärtner freundlich zuzuwinken und ging in das Haus hinein.

Ein großes armselig mit Ziegelsteinen gepflastertes Zimmer schien der gemeinschaftliche Aufenthaltsort der gegenwärtigen Bewohner von Breuil zu seyn. Es war die vormalige Küche des Schlosses. Man hatte sie mit allerlei altem Geräth versehen. In der einen Ecke stand ein altes Bett mit Vorhängen von grobem Stoffe. Allerlei Haushaltgeräthschaften, ein mit Papieren beladener Tisch, Brotkorb, Jagdgewehre und eine Maschine zum Hanfbrechen bildeten unter einer di-

cken Lage von Staub das wunderlichste Chaos, welches man sich denken konnte.

Dieses Gemach und ein anstoßendes Zimmer waren allein in dem Schlosse im Gebrauch. Die andern alle, und sie waren zahlreich, blieben stets geschlossen und man betrat sie niemals.

Ein Mann von etwa sechzig Jahren, groß, hager, mit einer rothen Nase und kleinen glänzenden Augen, die denen eines Schweines glichen, saß vor einem wackeligen Tische, auf welchem man ein wenig Gerstenbrot, einen Krug Aepfelwein und zwei gebratene Aepfel sah. Sein Kopf war mit einem alten dreieckigen Hut, den eine große dreifarbige Cocarde schmückte, bedeckt, und unter dieser ehrwürdigen Kopfbedeckung hervor zeigten sich einige Flechten von gelblichweißem Haar, und sein übriges Costüm bestand aus einem langen braunen Ueberrock, der am Ellbogen durchlöchert und auf dem Rücken mit weißem Zwirn geflickt war, und in einem Paar kurzen Hosen von olivenfarbenem Sammt, aus welchen man durch angenähte Stücke von verschiedenfarbigem Stoff ein Paar Pantalons gemacht hatte. Eine alte verschossene Weste und eisenbeschlagene Schuhe vervollständigten diesen elenden Anzug.

Dieser so schlechtgekleidete Mann war niemand anders als Michel Ladrange, Besitzer des Schlosses Breuil und, wie man sagte, einer der reichsten Capitalisten der vormaligen Provinz Perche.

Die Ankunft eines Besuchs schien ihn erschreckt zu haben. Bei dem Klange der Glocke hatte er seine magere Mahlzeit unterbrochen und ängstlich gehorcht. Als er seinen Neffen eintreten sah, seufzte er wie aus erleichtertem Herzen.

Er stand auf und ging ihm mit größerer Herzlichkeit entgegen, als er jemals gegen ihn gezeigt.

»Ah, Du bist es, mein Junge!« sagte er, indem er ihm die Hand bot. »Dich hätte ich nicht erwartet und Du hast mir einen förmlichen Schrecken eingejagt. Aber was ist Dir denn?« fuhr er fort, als er Daniels zerstreute Miene bemerkte. »Bist Du vielleicht der Ueberbringer einer schlimmen Nachricht? Gibt es unten in der Stadt etwas Neues?«

»Nein, nein, mein lieber Onkel, nichts, was Sie nicht schon längst wüßten.«

»So, so! Aber dein bestürztes Gesicht — doch das kommt vielleicht von der Anstrengung der Reise. Na, setz Dich. Du wirst doch wohl einen Bissen mit mir essen?«

Und er zeigte auf die Ueberreste der frugalen Mahlzeit.

Daniel setzte sich, erklärte aber, daß er nicht essen könne.

»Nun, dann wirst Du Dich wenigstens nicht weigern, mit mir zu trinken. Petronella, in dem Schranke wirst Du noch eine halbvolle Flasche Wein finden. Bringe sie uns, damit Daniel und ich auf das Wohl der Nation und auf den Untergang der Aristokraten trinken.«

»Was, soll denn deswegen das ganze Haus umgestürzt werden?« rief die Haushälterin in jenem zänkischen Tone, der ihr eigen war; »der Kleine weiß ja, was bei uns Sitte ist.«

Ein gebieterischer Blick des alten Ladrange legte ihr jedoch Schweigen auf und sie gehorchte vor sich hinbrummend.

Daniel benetzte aus Gefälligkeit seine Lippen mit dem Weinessig, den man ihm sparsam einschenkte. Der Onkel leerte sein Glas und hob in munterem Tone wieder an:

»Du kannst mir es nun glauben oder nicht, so versichere ich Dich, daß ich über deinen Besuch ganz entzückt bin. Schon seit langer Zeit wünsche ich mit Dir über eine Sache zu spre-

chen, die mir sehr am Herzen liegt. Du bist ein rechtschaffener Bürger, ein guter Patriot und ich habe Vertrauen zu Dir. Es handelt sich um Dinge von der höchsten Wichtigkeit — Du wirst es sehen. — Nicht wahr, Du wirst bei mir übernachten?«

Daniel erklärte, daß er zu seinem großen Bedauern genöthigt sey, noch denselben Abend nach der Stadt zurückzukehren.

»Sie wissen wohl, lieber Onkel,« fuhr er in gedämpftem Tone fort, »daß ich seit dem Tode meines unglücklichen Freundes, des berühmten Bürgers Pethion, den Mitgliedern des Comité beinahe selbst verdächtig bin. Eine allzulange Abwesenheit von meinem Posten könnte falsch gedeutet werden.«

»Verdächtig, Du?« rief Ladrange, dessen Cordialität sich sofort merklich verminderte; »Du, der Du so viel Einfluß hattest, Du, der Du in der Gegend Regen und Sonnenschein machtest! Woran, zum Teufel, denkst Du? Willst Du vielleicht ein Feind der Nation werden? In diesem Falle würde auch ich mich von Dir lossagen, das sage ich Dir im Voraus. Dein Freund Pethion war — jetzt kann man es sagen — in der That weiter nichts als ein Gemäßigter, ein heimlicher Parteigänger Capet's und seiner Familie, vielleicht sogar ein Agent des Auslandes, und man hat Grund —«

»Lieber Onkel,« unterbrach ihn Daniel entrüstet, »haben Sie schon vergessen, daß sein Einfluß es mir möglich machte, Ihnen das Bürgerthumscertificat auszuwirken, welchem Sie in diesem Augenblicke Ihre Ruhe und Ihre Sicherheit verdanken?«

»Still, still, mein Junge,« sagte Ladrange, indem er sich mit unruhigem Blick umsah, »es ist nicht nöthig, dies so

laut auszuschreien — Niemand weiß, wo sich ein Spion oder ein Verleumder versteckt halten kann. Aber höre mich an, mein Kind. Ich bin älter als Du und habe mehr Erfahrung. Ich will Dir einen Rath geben. Bemühe Dich, möge es kosten was es wolle, mit der gegenwärtigen Regierung so gut als möglich zu stehen. Allerdings liebt diese die Aristokraten nicht und macht kurzen Prozeß mit ihnen; aber worin liegt das Uebel? Alles Unglück der Nation kommt von diesen Aristokraten, von denen es uns nicht gelingen will das Land zu reinigen.«

»Mein lieber Onkel,« antwortete Daniel, »ohne Zweifel haben Sie vergessen, daß Sie wenige Jahre vor der Revolution an die Kanzlei von Frankreich geschrieben haben, um gewisse Adelsvorrechte zu reclamiren, unter der Behauptung, daß die Familie Ladrange seit undenklichen Zeiten von Adel gewesen, obschon nachlässige Vorfahren ihren Titel außer Gebrauch hätten kommen lassen. Ich habe Ihre Briefe auf der Municipalität selbst gesehen, lieber Onkel.«

Ladrange ward leichenblaß.

»Du hast Briefe gesehen?« fragte er mit halb erstickter Stimme; »und wo sind sie?«

»Ich habe sie verbrannt, denn wenn sie in feindliche Hände gefallen wären, so wären Sie verloren gewesen.«

»Ah, das ist gut! Ich danke Dir; Du bist ein braver Junge!« rief der alte Mann mit überwallender Bewegung. »Allerdings könnte ich mich auf ganz genügende Weise wegen des Schrittes rechtfertigen, den man mich früher zu thun zwang, aber es gibt so böswillige Leute — na, lassen wir das. Ich sehe, daß Du wirklich und wahrhaft mein Freund bist. Daniel, ich will Dir die Sache erzählen, welche mich in diesem Augenblick beschäftigt; aber,« setzte er hinzu, indem er

mit unruhigem Blick die umfangreiche Petronella betrachtete, welche sich immer um ihn herum zu thun machte, »vielleicht willst Du lieber mit mir in mein Zimmer gehen?«

»Wie es Ihnen beliebt, Onkel,« sagte Daniel; »indessen erlauben Sie mir, Ihnen vorerst den Zweck meines Besuches mitzutheilen. Dann werde ich mit desto freierem Herzen Ihre Mittheilungen anhören können. Ich komme von der Meierei, wo ich die bewußten Personen gesehen habe —«

»Ah, Du hast sie also gesehen!« antwortete der Geizige, dessen Gesicht sich wieder röthete. »Nun was wollen sie denn?«

Daniel setzte mit Wärme und Eifer die Gefahr auseinander, welche die Damen von Mereville liefen, wenn sie länger bei Bernard verweilten, wo sie trotz ihrer Verkleidung erkannt werden könnten, und beschwor dann seinen Onkel, sie sofort in sein Schloß Breuil aufzunehmen.

Als der alte Ladrange diesen Antrag vernahm, sprang er wild vom Stuhle empor.

»Unglückliches Kind!« rief er mit äußerster Heftigkeit, »willst Du mich ins Verderben stürzen? Ist es nicht genug, daß ich mich schon einmal mit diesen verwünschten Frauenzimmern in Verlegenheit gebracht habe? Ich soll mich der Gefahr aussetzen, für ihren Mitschuldigen angesehen zu werden, ich, der ich ein guter Patriot bin und die Aristokraten verabscheue? Sie sind noch in der Meierei? Mögen sie auch dort bleiben! Sie in mein Haus aufzunehmen, fällt mir nicht ein. Bei allen Teufeln! Das wäre ja eben so gut, als wenn ich meinen Kopf selbst auf den Block legte!«

»Es ist nicht weniger gefährlich für Sie, lieber Onkel, die beiden Damen in der Meierei untergebracht zu haben, als es seyn würde, sie hier im Schlosse versteckt zu halten. Sie

sind immer bei Ihnen unter Ihrem Schutz, und wenn man sie entdeckte — sey es dort oder sey es hier — so würden Sie deswegen nicht weniger compromittirt seyn.«

»Da hast Du Recht, daran hatte ich nicht gedacht. Ich werde Bernard befehlen, sie so schnell als möglich fortzuschaffen, oder wo nicht — ja, ja, er muß sie fortschaffen, oder ich jage ihn selbst fort. Ich will nicht um solches Gesindels willen mich selbst verdächtig machen.«

»Lieber Onkel, das wäre aber eine Schändlichkeit, deren Sie ganz gewiß nicht fähig sind. Sie wollen Ihre Unterstützung verweigern, und zwei so würdigen und so unglücklichen Verwandten ihr letztes Asyl rauben? Einen solchen Vorsatz können Sie nicht fassen.«

»Aber dennoch habe ich ihn gefaßt und ich werde ihn auch sofort ausführen,« sagte Ladrange in entschlossenem Tone, indem er sich erhob. »Petronella, gib mir meinen Stock — ich muß nach der Meierei hinuntergehen.«

»O lieber Onkel,« rief Daniel ungestüm, »ich bitte, ich beschwöre Sie, machen Sie diesem grausamen Scherze ein Ende. Sie, können doch nicht ernstlich an eine solche Niederträchtigkeit denken, und wenn Sie deren fähig wären, so erkläre ich, daß ich selbst für Ihre Schwester und deren Tochter auftreten würde, um sie zu beschützen; daß ich ihnen auf die Gefahr, mit ihnen in's Verderben zu stürzen, überallhin folgen würde. Vielleicht würde mein Tod ebenso wie der ihrige in Ihrer Liebe keine große Lücke zurücklassen, aber dennoch können Ihnen meine guten Dienste noch immer nützlich seyn. Dreimal schon sind Sie angezeigt worden und haben auf dem Punkte gestanden verhaftet zu werden — dreimal habe ich den Streich abgewendet. Es ist nicht recht von mir, daß ich Sie daran erinnere, aber Sie zwingen mich dazu.«

Labrange kämpfte mit den verschiedenartigen Einflüsterungen der Furcht.

»Ich glaube Dir,« hob er wieder an; »es muß wahr seyn, weil Du es versicherst. Doch, lieber Daniel, Du hast gewiß keinen Grund Dich auf diese Weise zu opfern. Man kann ein guter Verwandter seyn, aber wenn es den Kopf gilt — Du wirst nicht thun was Du da sagst — ich wette, daß Du es nicht thun würdest.«

»Ja, ich würde es thun, mein Onkel, so wahr der Himmel über uns ist!«

Diese feierliche Versicherung machte den alten Geizhals bestürzt. Er dachte einen Augenblick nach.

»Wohlan,« hob er wieder an, »da Dir so viel daran liegt, so soll es Bernard freistehen gegen diese Frauenzimmer zu handeln, wie es ihm beliebt. Er kann sie behalten, wenn es ihm Vergnügen macht. Was aber deine Forderung betrifft, sie wieder hier in dieses Schloß aufzunehmen, so werde ich nie meine Einwilligung dazu geben und wenn man mich in Stücken risse. Nicht wahr, Petronella, bei uns werden keine Aristokraten aufgenommen?«

»Ach Du mein lieber Himmel!« rief die Haushälterin zornig, »wenn Sie diese Schwäche hätten, so würde es bald aus seyn mit uns. Solche Prinzessinnen, welche das ganze Haus umstürzen — unten in der Meierei hat man jetzt fast weiter nichts zu thun, als für ihre Mahlzeiten zu sorgen — bald wollen sie Eier, bald wollen sie Hühner, das wäre ja um an den Bettelstab zu kommen!«

»Man könnte ja die Sache so einrichten, daß der Aufenthalt dieser Damen auf dem Schlosse Ihnen keine Kosten verursachte,« entgegnete Daniel, diese Hindeutungen schnell

aufgreifend. »Ich würde mich gern verbindlich machen, für sie eine hinreichende Pension zu bezahlen.«

»Sprechen wir nicht mehr davon, sprechen wir nicht mehr davon,« unterbrach ihn Ladrange trocken; »ich bin arm und eine Pension wäre nicht zurückzuweisen — aber brechen wir ab hiervon. Aus Rücksicht gegen Dich, Daniel, will ich diese dummen Geschöpfe, welche Gott verdamme, noch in der Meierei lassen — aber verlange nichts weiter, denn Du würdest mich noch um den Verstand bringen.«

Alles Bitten war unnütz den eigennützigen und egoistischen Rücksichten gegenüber, welche den alten Mann beherrschten.

Daniel wollte indessen doch noch einige Versuche machen.

»Genug, genug, mein Entschluß ist gefaßt,« unterbrach ihn Ladrange abermals ungestüm. »Kein Wort mehr über diesen Gegenstand, oder wir werden uns veruneinigen. Folge mir lieber,« fuhr er fort, indem er sich erhob und geheimnißvoll mit den Augen zwinkerte. »In meinem Zimmer könnten wir ungenirter über wichtige Dinge sprechen.«

Und er faßte Daniel am Arme.

»Ach!« sagte die giftige Petronella zu ihrem Herrn, »sind Sie vielleicht mißtrauisch gegen mich? Es ist wohl nun Zeit allerlei Heimlichkeiten anzufangen? Kenne ich vielleicht nicht alle Ihre Geheimnisse, selbst den Ort, wo Sie Ihr Geld versteckt haben?«

»Schweig, Bestie! Hast Du denn den Verstand verloren?« rief Ladrange mit drohender Geberde.

Dann wendete er sich wieder zu seinem Neffen.

»Höre nicht auf sie,« hob er wieder an. »Wo sollte ich Geld herhaben? Ich bin ruinirt wie alle anderen Leute; man bezahlt mich nicht, die Abgaben drücken mich zu Boden, aber dieses dumme Weib weiß nicht was es spricht. Ja, ja,

Daniel,« fuhr er mit nachsichtigem Lächeln fort, »solchen alten Dienstboten muß man Allerlei durch die Finger sehen. Ich habe Patronella verwöhnt und nun ist es für sie zu spät sich zu bessern.«

Mit diesen Worten führte er seinen Neffen in ein Nebengemach und verschloß die Thür sorgfältig hinter sich.

V.

Eine vertrauliche Mittheilung

Das Schlafzimmer des alten Ladrange bot dasselbe Chaos von wackeligen und schmutzigen Geräthschaften dar, wie das erste Gemach. Der Herr des Hauses wies Daniel einen schmierigen Sessel an, nahm dann ebenfalls Platz und hob in leisem Tone an:

»Denke Dir, mein Junge, daß diese dumme Petronella sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu beerben! Um den Frieden zu erhalten, habe ich ihr nicht alle Hoffnung nehmen dürfen. Auch das geringste Geheimniß macht sie argwöhnisch. Aber man wird sich, wie Du Dir denken kannst, die Sache zweimal überlegen, ehe man ihr etwas Anderes gewähren wird als eine kleine Pension, damit sie leben kann.«

»Mein lieber Onkel, in solchen Dingen haben Sie sich blos mit Ihrem Gewissen zu berathen. Erlauben Sie mir jedoch Sie daran zu erinnern, daß ich nicht viel Zeit übrig habe —«

»Ganz recht, ganz recht, ich komme gleich zur Sache, Du wirst sehen, daß dieselbe wohl der Mühe lohnt.«

Er fuhr sich mit der Hand über die von Runzeln durchfurchte Stirn und schien sich zu sammeln.

»Ich muß wirklich,« hob er wieder an, »ein ganz außerordentliches Vertrauen zu Dir besitzen, mein Junge, daß ich Dir Dinge von dieser Wichtigkeit offenbare. Du bist so jung, daß ich lange gezögert habe Dir mein Geheimniß anzuvertrauen, aber ich halte Dich für klug, für uneigennützig und für einen guten Patrioten. Ich will Dir daher vertrauen, und zwar um so mehr, weil ich, die Wahrheit zugestehen, keine andere Wahl habe.«

Der alte Mann lächelte boshaft. Daniel vermochte während dieser Einleitung seine Ungeduld kaum noch zu bekämpfen.

»Du weißt,« fuhr Ladrange nach einer Pause fort, »oder vielleicht weißt Du nicht, daß ich in meiner Jugend gerade wie jeder andere junge Mann einige dumme Streiche gemacht habe. Ich wollte unverheirathet bleiben, aber dies war kein Grund, um als strenger Einsiedler zu leben, und meiner Treu, man hat sich bald hier bald da ein wenig Vergnügen gemacht. Diese Streiche bewegten sich jedoch innerhalb gewisser Grenzen, denn mein Vater, der erste Landrichter unseres Namens, war im Capitel der guten Sitten sehr streng. Auch wegen deines Vaters, Daniel, und wegen meiner Schwester, dieser vormaligen Marquise, mußte ich mich sehr in Acht nehmen. Andererseits war ich aber auch von jeher sparsam und richtete mich so ein, daß meine Thorheiten mich nicht sehr viel kosteten. Verschwendung und öffentliches Aergerniß ist das, was man in dergleichen Fällen ganz besonders vermeiden muß. Sey dessen eingedenk, mein Junge. Du bist noch jung und wirst, wenn Du in reifere Jahre kommst, Dich freuen, meine Rathschläge befolgt zu haben.«

Dies ward mit so ernster Stimme gesprochen, als wenn Ladrange das unbestreitbarste Moralaxiom zum Besten ge-

geben hätte. Daniel machte eine unbemerkbare Bewegung. Der Onkel fuhr fort:

»Nachdem ich dies vorausgeschickt, mein Junge, wirst Du Dich nicht wundern, zu erfahren, daß ich eines schönen Tages — es sind nun ungefähr fünfundzwanzig Jahre her — mich plötzlich als Vater eines gesunden und kräftigen Kindes sah, welches weiter nichts als zu leben verlangte. Von der Mutter will ich weiter nichts sagen, als daß sie kein Wunder von Schönheit, Unschuld und Tugend war. Auch lag mir an ihr nicht mehr, als ihr an mir lag. Sie ließ mich versprechen, daß ich für dieses Kind sorgen würde, dann verließ sie mich. Seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von ihr gehört und weiß nicht, was aus ihr geworden ist.

»Anfangs wollte ich das gegebene Versprechen halten und gab den Kleinen zu guten Bauersleuten in der Umgegend von Mans in die Ziehe. Ich gebrauchte die Vorsicht, nicht direct mit ihnen zu unterhandeln und sie wußten daher nicht, wer der Vater ihres Pflegekindes war. Alle drei Monate erhielt ich durch Vermittlung eines alten Dieners unserer Familie Nachricht von dem Kinde und auf demselben Wege übersendete ich die Beträge der kleinen Pension, die ich zu bezahlen hatte. So ging die Sache fünf oder sechs Jahre lang. Ich hatte empfohlen, daß die Bauersleute meinen Sohn erziehen sollten, als ob er der ihre gewesen wäre und daß sie ihn an die Feldarbeit gewöhnten. Der kleine Bursche fand sich nach den Berichten, die mir von Zeit zu Zeit über ihn zugingen, sehr gut in diese Existenz. Er war munter und stark und versprach, wie man mir sagte, ein guter Arbeiter zu werden. Mit diesem Resultat zufrieden, begann ich — ich gestehe es zu meiner Beschämung — mich mit dem Schicksal dieses armen

Geschöpfes weit weniger zu beschäftigen. Allmälig versäumte ich die Briefe zu beantworten, die ich erhielt; ich übersendete nicht mehr die vierteljährlichen Beträge der Pension — kurz, ich dachte zuletzt gar nicht mehr an dieses Kind und brach jede Verbindung mit den Leuten ab, welche es erzogen.

»Ich errathe, was Du denkst, Daniel. Du bist ein Philosoph und hast Dir allzusehr die neuen Ideen angeeignet, um vom Standpunkte des väterlichen Gefühls aus zwischen den legitimen Kindern und denen, welche es nicht sind, einen großen Unterschied zu sehen. Du wirst daher meine Handlungsweise ohne Zweifel hart tadeln. Aber Du mußt bedenken, daß ich damals ganz andere Ideen im Kopfe hatte. Vielleicht fand ich auch die Verbindlichkeit, die ich unkluger Weise auf mich genommen, ein wenig lästig. Ich begann daher diesen Jugendfehler so vollständig zu vergessen, daß ich lange Jahre hindurch fast gar nicht mehr daran dachte.

»Seit einiger Zeit aber, seitdem ich in der Einsamkeit dieses alten Hauses lebe, besonders seitdem die Revolution diese alten Vorurtheile in Bezug auf die Geburt vollständig hinweggeräumt hat, ist die Erinnerung an jenes verlassene Kind wieder aufgetaucht. Ich habe mich meiner früheren Handlungsweise geschämt. Ich habe Gewissensbisse empfunden. Je mehr ich über die gegenwärtige Lage meines Sohnes nachdenke, desto bitterere Vorwürfe mache ich mir über mein begangenes Unrecht, und der Wunsch, es wieder gut zu machen, hat in meinem Kopfe die Wichtigkeit einer firen Idee erlangt. Mit einem Worte, Daniel, ich habe die Absicht, dieses unglückliche Kind ausfindig zu machen, um ihm mein Vermögen und meinen Namen zu geben.«

Diesmal konnte Daniel eine Bewegung des wärmsten Beifalls nicht unterdrücken.

»Sehr schön, lieber Onkel,« rief er, »diese Gesinnungen machen Ihnen Ehre. Das Wiedergutmachen kommt vielleicht etwas spät, aber es ist gerecht. Wenn Sie meines Beistandes dabei bedürfen, so verfügen Sie über mich. Keine Mühe wäre mir zu viel, um Ihnen Ihre Pläne verwirklichen zu helfen.«

Ladrange's kleine Augen funkelten vor Freude.

»Ich sehe, daß ich mich nicht in Dir geirrt habe,« hob er in cordialem Tone wieder an. »Du bietest mir gerade das, um was ich Dich bitten wollte. Uebrigens. Daniel, wisse wohl, daß Du nicht zu viel einbüßen würdest, wenn es uns gelänge, meinen Sohn ausfindig zu machen. Ich habe Dir durch mein Testament ein hinreichendes Legat ausgesetzt und da Du in deiner Lebensweise bescheiden und anspruchslos bist, da Du nicht verfehlen kannst, durch deine Talente später einmal ein einträgliches Amt —«

»Ich bitte, lieber Onkel, sprechen wir nicht von mir. Alles, was Sie gethan haben, wird recht und gut seyn. Sagen Sie mir lieber, durch welches Mittel wir hoffen können, die Spur Ihres Sohnes aufzufinden. Es wird Ihnen ohne Zweifel daran liegen, ihn so schnell als möglich aus der obscuren und elenden Lage zu befreien, in welche er durch Ihre beklagenswerthe Nachlässigkeit gerathen ist.«

»Ja wohl, daran liegt mir sehr viel, denn es handelt sich nicht blos um *sein* Interesse, sondern auch um das *meine*. Du hast mir so eben mitgetheilt, Daniel, daß ich schon mehrmals als Aristokrat denuncirt worden sey und daß ich es blos deiner Wachsamkeit zu danken habe, nicht trotz meines Bürgerthumscertificates verhaftet worden zu seyn. Ich habe daher keine Zeit zu verlieren, wenn ich mich über allen Verdacht erheben will. Wie ich Dir schon gesagt habe, ist der

fragliche Knabe bei armen Bauernleuten untergebracht worden und hat seit seinem sechsten Jahre nichts mehr von mir erhalten. Wir können annehmen, daß er, gezwungen zu arbeiten, um sein Brot zu verdienen, ein rüstiger, sehr wenig gebildeter, aber redlicher und nützlicher Taglöhner oder im äußersten Falle ein ehrlicher Handwerker geworden ist. Wohlan, wenn man erfahren wird, daß dieser Taglöhner, dieser Handwerker der Sohn eines angeblich reichen, vor der Welt angesehenen Mannes ist, und daß dieser Mann, statt seiner sich zu schämen, ihm seinen Namen und sein Vermögen schenken will — glaubst Du nicht, daß diese Neuigkeit in der Volksversammlung unseres Cantons einen für mich sehr günstigen Eindruck machen wird? Werde ich nicht ein vortreffliches Mittel gefunden haben, unsere Familie, die trotz meiner und deiner Bemühungen, Daniel, noch immer für ein wenig aristokratisch gilt, zu demokratisiren? mit einem Worte, werde ich nicht in den Augen Aller ein guter Bürger, ein Freund der Menschheit, ein tugendhafter Philosoph seyn, den kein Verdacht mehr erreichen kann?«

Diese egoistischen Berechnungen kühlten Daniels Bewunderung bedeutend ab. Der junge Beamte war nicht gleichgiltig gegen die Achtung, die sich an seinen Familiennamen knüpfte, und er betrachtete daher mit geheimem Schmerz Alles, was dazu beitragen konnte, sie zu vermindern. Dennoch aber antwortete er in ruhigem Tone:

»Ihre Vorsichtsmaßregeln können sehr weise und klug seyn, lieber Onkel, und eine so verdienstvolle That muß Ihnen in den Augen aller rechtschaffenen Leute zur großen Ehre gereichen. Wer aber hält Sie ab, thätige Schritte in dieser Beziehung schon jetzt zu beginnen?«

»Sie sind schon seit langer Zeit begonnen, mein Sohn, haben aber unglücklicherweise noch kein günstiges Resultat zur Folge gehabt. Das Bauernhaus in der Umgegend von Mans, wo mein Sohn erzogen worden ist, brannte vor fünfzehn oder sechzehn Jahren ab, in Folge dieses Ereignisses verließen jene Leute diese Gegend, um sich zu Fromenceau in Anjou niederzulassen. Ich habe mich in Fromenceau erkundigt, aber es existirt jetzt in diesem Dorfe nur noch eine Person dieses Namens und diese ist eine alte, blödsinnige Frau, von der nichts Genaues zu erfahren ist. Diese unruhigen Zeiten sind dergleichen Erörterungen nicht günstig. Es wäre nothwendig nach Anjou zu reisen und man verläßt jetzt nicht gern sein Haus, um sich vielleicht schlimmen Abenteuern auszusetzen. Uebrigens müßte ich, um eine solche Aufgabe glücklich durchzuführen, auch jünger und rühriger seyn, als ich es bin.«

»Ich verstehe Sie, lieber Onkel. Ich soll es also seyn, der diese Nachforschungen auf sich nehmen soll. Ich werde in meiner Eigenschaft als Gerichtspolizeibeamter an die Maires der verschiedenen Gemeinden schreiben, in welchen Ihr Sohn sich während seiner Kindheit vermuthlich aufgehalten hat. Wenn die Antworten nicht genügend sind, so werde ich mich selbst in die vormaligen Provinzen Maine und Anjou begeben und nichts versäumen, um Ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Jetzt aber bitte ich Sie, mir alle in Ihrem Besitz befindlichen Documente mitzutheilen, damit ich meinen Auftrag gehörig ausrichten kann.«

Der alte Ladrange öffnete einen wurmstichigen, aber noch festen Secretär und nahm aus demselben einige vergilbte, staubige Papiere, unter welchen er einen mit großer Schrift beschriebenen Zettel heraussuchte.

»Hier ist die Sache,« sagte er, indem er seine Horn-

brille auf die Nase setzte. »Die Mutter dieses Knaben hieß Katharina Gauthier, Nähterin in Chartres. Eine Nähterin! Du siehst, daß ihr Stand kein sehr hoher war, aber ich wollte, er wäre noch niederer gewesen, denn dies würde unter dem Publicum eine nur um so bessere Wirkung äußern. Das Kind ward in der Peterskirche zu Chartres am 12. Mai 1768 auf den Namen Jean François Gauthier getauft und der Obhut Gaspard Langerin's und seiner Frau, Josephine Langerin, Bauerleuten in dem Dorfe Lagravière, anvertraut. Diese Leute verließen Lagravière gegen das Jahr 1778, um sich in Fromenceau im Departement der Maine und Loire niederzulassen, wo, wie ich Dir sagte, es gegenwärtig von ihrem Namen und ihrer Familie weiter Niemanden gibt, als eine gebrechliche, kindisch gewordene Frau. Bei deinem Eifer und deiner Intelligenz werden diese Nachweisungen vollkommen hinreichen, um Dich in Bezug auf weitere Entdeckungen auf den rechten Weg zu führen.«

»Ich hoffe es, lieber Onkel, geben Sie mir daher dieses Papier und verlassen Sie sich auf mich.«

»Nimm es. Ich habe eine Abschrift davon und übrigens ist mein Gedächtniß noch ganz vortrefflich. Nicht wahr, Daniel,« fuhr Ladrange fort, indem er sich vor Freuden die Hände rieb, »nicht wahr, meine Handlungsweise wird allgemeine Bewunderung erregen? Man wird es sich dann nicht mehr einfallen lassen, mich für einen Aristokraten anzusehen, glaube ich.«

»Ich wünschte freilich, lieber Onkel, daß Sie durch andere Beweggründe zu diesem Act der Gerechtigkeit bestimmt worden wären,« hob Daniel seufzend wieder an, »indessen es kommt nichts darauf an — ich werde mein Wort halten. Er-

lauben Sie mir, blos noch eine Frage und eine Bitte an Sie zu richten.«

»Rede, mein Sohn, ich höre Dich.«

»Es gibt Dinge, deren Behandlung eine sehr schwierige und delicate ist,« entgegnete der junge Mann in verlegenem Tone, »und glauben Sie, daß ich, wenn nicht die absolute Nothwendigkeit — Lieber Onkel, haben Sie, indem Sie alle Ihre Besitzungen diesem noch unbekannten Sohne vermachen, auch daran gedacht, daß Ihre Wohlthaten auch noch andern Personen Ihrer Familie in hohem Grade nothwendig werden können?«

Ladrange verzog seinen Mund zu einem widerlichen Lächeln.

»Ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich in Bezug auf Dich —«

»Gott behüte, daß ich mich der Niedrigkeit schuldig machte, für mich selbst etwas zu erbetteln! Ich will hier vielmehr von Personen sprechen, welche Ihnen noch weit näher stehen als ich, von Frau von Mereville, Ihrer Schwester, und von deren Tochter. Seit dem Tode des vormaligen Marquis ist ihr Besitzthum mit Beschlag gelegt und unter Sequestration gestellt worden. Wenn der wirkliche Verkauf dieser Güter angeordnet werden sollte, so würden sich Ihre nächsten Verwandten in den äußersten Mangel versetzt sehen. Ich beschwöre Sie daher, einen kleinen Theil Ihres Vermögens, von welchem ich weiß, daß es sehr bedeutend ist —«

»Das ist nicht wahr, ich bin arm,« rief Ladrange eifrig, »oder wenigstens habe ich nicht mehr als mein Auskommen. Aber, zum Teufel, man streitet sich schon um mein Erbtheil, als wenn ich morgen sterben sollte. Dennoch aber bin ich noch gut zu Fuße, auch meine Augen sind noch trefflich

und meine Erben, mögen sie seyn, wer sie wollen, können noch lange warten. Wäre es zum Beispiel wohl zu verwundern, wenn die beiden Zierpuppen, die sich jetzt in der Meierei versteckt halten, noch vor mir das Zeitliche segneten? Ihre Lage ist gegenwärtig schon keine von den besten und wenn man sonst auf den Einfall käme, sie zu denunciren — Na, na, Daniel,« sagte er in gleichgiltigem Tone, »ich werde mich nicht schlimmer machen, als ich bin, und versichere Dir, daß ich in meinem Testament an diese vornehmen, hochmächtigen Damen gedacht habe. Ehe ich Dir jedoch mehr darüber sage, will ich meinerseits eine Frage an Dich richten, welche ich Dich aufrichtig zu beantworten bitte. Also, die Hand auf's Herz — besteht nicht eine kleine gewisse Liebschaft zwischen Dir und Marien, vormals von Mereville?«

Daniel schlug die Augen nieder.

»Sprich Dich frei aus. Wäre es möglich, daß Du diese Kleine liebtest und von ihr wieder geliebt würdest?«

»Lieber Onkel,« stammelte der junge Beamte, »ich wage nicht zu behaupten, daß die seit unserer Kindheit zwischen uns bestandene wechselseitige Zuneigung —«

»Etwas Anderes seyn könne als die gewöhnliche Zuneigung zwischen Cousins und Cousinen, nicht wahr? Solche Dinge sind aber doch schon vorgekommen. Na, fürchte nichts. Bedenke, daß ich auch einmal jung gewesen bin.«

»In der That, lieber Onkel, Sie fragen mich mehr als ich selbst weiß. Marie steht gänzlich unter dem Willen ihrer Mutter und Frau von Mereville legt so viel Verachtung, so viel Haß gegen mich an den Tag —«

»Daß Du keine Hoffnung mehr hast, mit der Mutter und Tochter in gutem Einvernehmen zu bleiben. Das ist ja wunderschön, mein Sohn! Da die Sache so steht, so sollst

Du meine geheimsten Absichten erfahren. Ich fürchtete, daß dein vertrautes Verhältniß zu diesem Mädchen eine wirkliche Leidenschaft sey; da ich mich aber in dieser Beziehung geirrt habe so höre mich wohl an. Du denkst ohne Zweifel wie ich, mein lieber Daniel, daß es mit der Herrschaft des Adels aus ist. Es wäre eine große Thorheit, wenn man glauben wollte, daß diese Titel und Vorrechte von Sonst jemals wieder zur Geltung kommen könnten. Ich bemühe mich daher, wie ich Dir schon vorhin sagte, unsere Familie zu demokratisiren, und es wird mir vielleicht gelingen, wenn ich mich auch gegen diese stolzen Frauen als Verwandter zeige. In dem Testament, welches ich in authentischer Form aufgesetzt, habe ich meiner Nichte Marie, vormals von Mereville, ein ansehnliches Legat unter der Bedingung ausgesetzt, daß sie meinem Sohne Jean François Gauthier ihre Hand reicht. Sollte Gauthier sich nicht ausfindig machen lassen, oder wäre er bereits verheirathet oder sollte er sich weigern, meine Nichte zu ehelichen, so soll Marie sofort in den Besitz des Vermächtnisses gesetzt werden. Ist aber mein Sohn bereit, sie zur Frau zu nehmen, und würde sie sich weigern, so hätte sie dann keinen Anspruch mehr an das Vermächtniß. Du verstehst wohl die Beweggründe dieser verschiedenen Bedingungen. Wenn dieses junge Mädchen sich dazu versteht, meinen Sohn zu heirathen, so beweist sie dadurch, daß sie die lächerlichen Vorurtheile der Geburt nicht theilt und dann ist sie würdig, meiner Wohlthaten theilhaftig zu werden. Im entgegengesetzten Falle möchte ich nicht, daß sie von einem guten Patrioten, wie ich bin, auch nur den mindesten Nutzen hätte.«

Daniel stand wie vom Donner gerührt da und eine plötzliche Blässe hatte sich über sein Gesicht verbreitet.

»Lieber Onkel,« sagte er endlich mit veränderter

Stimme, »ohne Zweifel habe ich Sie nicht richtig verstanden. Wie haben Sie nur den Gedanken an ein so ungeheuerliches Ehebündniß fassen können! Eine solche Verbindlichkeit wollen Sie einem zarten, gut erzogenen, an Eleganz und Reichthum gewöhnten Mädchen auflegen? Sie wollen sie nöthigen, einen Landmann von plumpen Manieren zu heirathen! Hieße das nicht das Eine so unglücklich machen, wie das Andere! Und übrigens, wie können Sie wissen, ob dieser Sohn, dieses verlorene Kind, nicht vielleicht etwas Schlimmeres geworden ist, als ein ehrlicher Handwerker oder ein einfacher Bauer? Sich selbst überlassen, ohne Unterricht und ohne Beschützer aufgewachsen, hat er sich leicht von dem geraden Wege verirren können. Ich betrübe Sie, mein Onkel, und bitte Sie mir zu verzeihen, aber verlangt nicht die Klugheit und Gerechtigkeit, alle diese Eventualitäten in's Auge zu fassen? O ich bitte Sie, entsagen Sie einem Plan, der die traurigsten Folgen haben kann. Diese Verbindung wäre ganz gewiß eine unversiegbare Quelle des Kummers für die Personen, deren Wohlergehen Sie begründen möchten.«

Der alte Mann sah ihn starr an.

»Du hast mich hintergangen, Daniel,« sagte er zornig, »Du liebst deine Cousine!«

»Beunruhigen Sie sich nicht meinetwegen, lieber Onkel. Sehen Sie vielmehr zu, ob ich nicht richtig gerathen habe.«

»Ich will durchaus nicht das Gegentheil behaupten — es könnte in der That seyn, daß — doch noch einmal, Daniel, Du liebst deine Cousine, dessen bin ich sicher.«

»Wohlan, ja, mein Onkel,« entgegnete der junge Mann, indem er den Kopf senkte und in Thränen ausbrach; »vergebens würde ich mich bemühen es zu verhehlen. Als Sie den

Wunsch aussprachen, daß Marie Ihren Sohn heirathen solle, fuhr es mir wie ein Dolchstich durch's Herz. Ich liebe sie trotz der Hindernisse, die uns trennen; trotz des Widerwillens, den ich ihrer Mutter einflöße und den Marie vielleicht früher oder später theilen wird. Ja, ich liebe sie und ich würde mich zu Tode härmen, wenn ich sie jemals einem Andern angehören sähe.«

Ladrange empfand ein lebhaftes Gefühl der getäuschten Erwartung und bereute ohne Zweifel, in seinen vertrauten Mittheilungen so weit gegangen zu seyn.

»Zum Teufel,« hob er an, »ich glaubte, als Du mir versichertest, daß Dir keine Hoffnung mehr übrig sey — Doch, wohlan, mein Sohn, tröste Dich; Alles kann mit leichter Mühe wieder gutgemacht werden. Da dieses Arrangement Dir so viel Schmerz verursacht, so werde ich ein anderes finden, welches weit vortheilhafter für Dich seyn soll, denn auch Dir bin ich eine Belohnung schuldig für die Dienste, welche Du mir geleistet hast, so wie für die, welche Du mir noch leisten wirst. Ich werde dieses Testament, welches Dir mißfällt, zerreißen und die Dinge zu deiner Zufriedenheit arrangiren. Du sollst zufrieden seyn — ich versprech' es Dir! Aber machst Du Dich auch deinerseits verbindlich nichts zu verabsäumen, um mir meinen Sohn ausfindig machen zu helfen?«

»Können Sie daran zweifeln, mein Onkel? Selbst wenn Sie jene mich so betrübende Bestimmnng Ihres Testaments fortbestehen ließen, würde ich von der Erfüllung einer heiligen Pflicht nicht zurücktreten.«

»Sehr schön, mein Sohn, ich werde über die Grundzüge zu einem neuen Testament nachdenken. Was das alte betrifft, so wird es in's Feuer geworfen.«

»Wohlan, mein Onkel wenn dies einmal Ihr Vorsatz ist, warum wollen Sie dann die Ausführung hinausschieben? Ich werde fortwährend Todesangst ausstehen, so lange ich weiß, daß diese unheilvollen Bestimmungen in Ihrem schriftlich ausgesprochenen letzten Willen vorhanden sind. Ohne Zweifel befindet sich dieses Testament hier bei Ihren Papieren. Können Sie es nicht augenblicklich in meiner Gegenwart zerreißen? Dies wäre für mich ein unermeßlicher Trost und ich wäre Ihnen mein ganzes Leben lang dafür dankbar.«

»Zum Teufel! wie ungestüm Du bist, mein Sohn!« sagte der alte Mann mit Bitterkeit. »Wir haben ja noch Zeit genug vor uns, sollte ich meinen. Sollte man nach deiner Art und Weise nicht glauben, ich müßte morgen schon sterben? Allem Anschein nach wird dieses Testament erst binnen einigen Jahren eröffnet werden und ich kann es daher nach meiner Bequemlichkeit wieder umschreiben. Uebrigens muß ich auch erst mit Laforet, meinem Notar, darüber sprechen, denn dieser hat ein Duplicat davon in seiner Verwahrung. Wohlan, Daniel,« fuhr er in sanfterem Tone fort, »habe Geduld und vertraue mir — Alles wird gut gehen.«

»Das genügt, lieber Onkel. Verzeihen Sie mir, wenn ich in dieser schmerzlichen Angelegenheit vielleicht zu ungestüm gewesen bin. — Es ist schon spät,« fuhr Daniel fort, indem er sich erhob, »und ich möchte gern zeitig wieder in der Stadt seyn. Ich möchte daher mich aufmachen und gedenke mich schon morgen mit der Vertrauensmission zu beschäftigen, mit welcher Sie mich beauftragt haben. Werden Sie aber, lieber Onkel, dagegen nicht auch etwas für unsere armen Verwandten thun?«

»Sprich mir nicht mehr von diesen, Daniel,« unterbrach ihn Ladrange in gebieterischem Tone, »ich will um dieser ver-

wünschten Aristokratinnen willen nicht meinen Kopf aufs Spiel setzen, das sage ich Dir nochmals. Arrangire Dich mit ihnen wie Du willst, ich aber werde mich nicht weiter compromittiren. Und übrigens mache man mir nicht den Kopf warm, sonst, morbleu! gebe ich Bernard Befehl, sie fortzuschicken und dann mag aus ihnen werden, was da wolle.«

Die beiden Männer kehrten wieder in das anstoßende Gemach zurück und die Thür ließ, indem sie sich rasch öffnete, Petronella sehen, welche ganz darnach aussah, als hätte sie am Schlüsselloch gehorcht. Keiner von Beiden schien jedoch weiter darauf zu achten. Sie erreichten mit einander plaudernd den Hof, während die Megäre vor sich hin murmelte:

»Ha! der Verräther! der Lügner! er hat sein Testament für Andere gemacht, trotz seiner Versprechungen, aber er soll mir es bezahlen, der alte Geizhals! und zwar bald und wenn ich ihn selbst als Aristokraten denunciren sollte!«

VI.

Die Blatternarbige.

In dem Augenblick, wo Daniel in scharfem Trabe die Allee hinabritt, um nach der Meierei zurückzukehren, war die Sonne ihrem Untergange nahe und eine tiefe Ruhe breitete sich über die ganze Landschaft. Die Stimmen der Vögel erstarben eine nach der andern in dem Walde, nur der Gesang der Nachtigall fuhr fort sich hören zu lassen und schien sogar bei Annäherung der Nacht mehr Kraft und Wohllaut zu gewinnen. Der Schatten ward schon schwärzer unter den alten

Eichen, obschon noch einzelne von Westen herkommende Feuerzungen hie und da das düstere Laub durchzuckten.

Daniel wußte, daß er nicht lange bei Bernard verweilen dürfte, wenn er noch vor Mitternacht in N*** ankommen wollte. Er trieb daher seinen Gaul an, als er plötzlich die Blatternarbige am Rande des Weges sitzen sah, während ihr Knabe neben ihr im Grase spielte. Als sie den Reiter sah, stand sie schnell auf. Ein Ausdruck der Freude glänzte auf ihrem von den Blattern entsetzlich zerfetzten Gesicht. Als Daniel vorüberritt, machte sie ihm eine tiefe Verbeugung, während der kleine Knabe, den sie vorher leise instruirte, ihm ein Kußhändchen zuwarf.

Der Friedensrichter dankte ihnen lächelnd.

»Nun, gute Frau,« sagte er, indem er sein Pferd ein wenig langsamer gehen ließ; »wie ich sehe, hat es sich mit Euch gebessert. Ich werde einen Augenblick bei dem Manne von Breuil verweilen und ihm etwas für Euch einhändigen.«

»Wie, mein guter Herr — Bürger, wollte ich sagen — wollen Sie denn wieder nach dem Schlosse zurückkehren, um hier zu übernachten?«

Die Stimme der Bettlerin verrieth so viel Unruhe, daß Daniel sein Pferd sofort anhielt.

»Wozu diese Frage?«

»Mein Himmel, Bürger,« entgegnete die Blatternarbige sehr verlegen, »man sagt, der Bürger dort im Schlosse sey so garstig, so hartherzig und wackere Leute müssen es so viel als möglich vermeiden, unter dem Dache eines reichen Bösewichts zu wohnen.«

»Was zum Teufel schwatzt Ihr da, liebe Frau? Ihr wißt wohl nicht, daß der Herr des Schlosses Breuil mein naher

Verwandter ist? Uebrigens beruhigt Euch; ich werde heute Abend nicht nach dem Schlosse zurückkehren.

»Dann werdet Ihr wohl in der Meierei übernachten?«

Die hartnäckige Neugier der Bettlerin erregte Daniels Argwohn.

»Was kann Euch daran liegen?« fragte er.

»Ja, ja, bleiben Sie bei Bernard,« hob die Blatternarbige wieder an; »man weiß, daß Sie ein Mann von Bedeutung sind und vielleicht wagt man dann nicht — Ich vermag nichts, ich bin allein — o mein Gott, wie hart strafst Du mich!«

Sie brach in Thränen aus. Daniel begann zu glauben, daß die Unglückliche nicht recht bei Sinnen sey.

»Na, gute Frau,« hob er ungeduldig wieder an, »erklärt Euch deutlicher. Wird die Meierei oder das Schloß von irgend einer Gefahr bedroht?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist gut vorsichtig zu seyn. Ach, wenn Sie nur Zeit hätten Hilfe herbeizuholen!

»Warum Hilfe? Wo wäre diese nöthig?«

»Ich kann es nicht sagen und dennoch, mein Herr — man hat aristokratische Damen gesehen, welche sich in der Meierei versteckt halten.

Diese Worte beunruhigten Daniel mehr als alles Andere.

»Aristokratische Damen!« wiederholte er mit verstelltem Unwillen. »Habt Ihr auch überlegt, was Ihr sagt, liebe Frau? Wo habt Ihr denn Aristokratinnen bei Vater Bernard gesehen? Träumt Ihr vielleicht mit offenen Augen, oder seyd Ihr von Sinnen?«

»Ich wollte ich wäre es, mein Herr,« sagte die Blatternarbige mit irrem Blick. »Ja, es gibt Augenblicke, wo

ich Gott dafür danken würde, wenn er mir den Verstand und das Gedächtniß nähme. — Aber die Zeit drängt — ermahnen Sie die Leute in der Meierei ebenso wie auf dem Schlosse, daß sie auf ihrer Hut seyn sollen und sagen Sie ihnen —«

»Blatternarbige!« rief eine Stimme hinter ihr.

Die Bettlerin erschrak und drehte sich rasch herum. Der Einäugige von Jouy war eben aus einem etwa zehn Schritte entfernten Gebüsch hervorgetreten. Als die Blatternarbige ihn gewahrte, machte sie gegen Daniel eine geheimnißvolle Geberde, dann nahm sie ihren Knaben auf den Arm und beeilte sich den Einäugigen einzuholen. Sie verloren sich sodann mit einander in die Anlagen und nach ihren Geberden zu urtheilen, entspann sich zwischen ihnen eine sehr lebhafte Discussion.

Daniel wußte nicht was er denken sollte. Er errieth nicht, auf welche Gefahr die Bettlerin angespielt hatte. Eins aber war ihm aufgefallen, nemlich daß das Incognito der Damen von Mereville verrathen worden war und dieser Umstand allein war von der ernstesten Bedeutung.

Wenige Minuten darauf langte er in der Meierei an. Vater Bernard war wieder auf's Feld gegangen und Daniel übergab sein Pferd einem Knechte und empfahl ihm es gut unterzubringen. In dem großen gemeinschaftlichen Zimmer traf er Mutter Bernard allein in düstere Betrachtungen versunken. Er fragte sie, ob er seine Verwandten sprechen könnte.

Die Pächterin schien ihn nicht gehört zu haben und er mußte seine Frage wiederholen. Jetzt erst richtete die junge Frau sich auf, als ob man sie plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt hätte, und sagte hastig:

»Die Damen? Nach den Damen von Mereville fragen

Sie? Ja, ja, — sie sind in ihrem Zimmer. Gehen Sie hinein — ich glaube, Sie können hineingehen.«

Zu jeder andern Zeit würde Daniel sich nach der Ursache des dumpfen Hinbrütens erkundigt haben, in welchem er die gute Mutter Bernard antraf. Da er aber selbst sehr aufgeregt war, so beeilte er sich von der ihm ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Frau von Mereville und Marie waren allein. Die Mutter sprach heftig, obschon mit leiser Stimme. Die Tochter hörte mit rothgeweinten Augen und gesenktem Kopfe zu.

Bei dem Anblicke ihres Neffen konnte die Marquise eine Bewegung übler Laune nicht unterdrücken, während Mariens Wangen sich wieder von einer leichten Röthe zu färben begannen.

»Ah, es ist wieder der Bürger Daniel!« sagte die Mutter mit Ironie. »In der That, wir wagten nicht mehr zu hoffen, daß er uns diesen Abend noch einmal besuchen würde. Wohlan, beeilen Sie sich uns mitzutheilen, auf welche Weise Sie Ihre Mission erfüllt haben. Willigt mein vortrefflicher Bruder denn endlich ein, uns in seine amusante Wohnung aufzunehmen?«

»Madame, zu meinem großen Bedauern sind alle meine Bitten und Vorstellungen vergeblich gewesen.«

»Na, sehen Sie wohl!« sagte die Marquise, ohne das geringste Erstaunen zu verrathen, »und dennoch haben Sie ohne Zweifel mit diesem ausgezeichneten Patrioten in seiner Sprache geredet. Empfangen Sie unsern Dank, Bürger Daniel; wenn aber unser lieber Bruder uns ein Asyl in seinem Hause verweigert, so müssen wir uns wohl darein fügen, zu bleiben wo wir sind.«

»Unglücklicherweise, Madame, kann Ihr Aufenthalt hier ohne drohende Gefahr für Sie und für Maria nicht verlängert werden. Man hat Sie erkannt. So eben erst hat eine Person, deren ganze Erscheinung mir sehr verdächtig ist, Sie beide als Aristokratinnen bezeichnet. Es ist daher dringend nothwendig, daß Sie Breuil verlassen, und wenn Sie meinem Rathe folgen, wenn Sie das Vertrauen auf mich setzen wollen, welches Sie früher —«

»O, hör' ihn an, liebe Mutter!« rief Marie, »er weiß besser als wir, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben.«

»Schon wieder!« sagte die Marquise, indem sie einen strengen Blick auf ihre Tochter heftete.

Dann fuhr sie ungeduldig fort:

»Warum sollen wir uns so viel wegen Spionen und Verräthern beunruhigen? Es gibt für Niemanden eine wirkliche Sicherheit. Kann denn der Bürger Daniel uns einen sicherern Zufluchtsort anbieten, als Breuil ist?«

»Das wage ich allerdings nicht zu behaupten, Madame, aber dennoch könnte es mir vielleicht gelingen, in der Stadt, wo ich wohne und einige Autorität besitze, ein ruhiges Haus zu ermitteln, wo Sie sich verborgen halten und glücklichere Tage abwarten können.«

Die Marquise schien nachzudenken.

»Nein,« sagte sie endlich in trockenem Tone, »dies hieße Sie selbst der Gefahr aussetzen, und ich mag weder Ihrer Großmuth noch Ihrer Aufopferung etwas zu verdanken haben.«

Es trat ein peinliches Schweigen ein. Die Schatten des Abends begannen dunkler zu werden und kaum waren die drei Personen im Stande, einander in dieser zunehmenden Dunkelheit zu erkennen.

Plötzlich ward an die Thür gepocht und Bernard trat ein. Der Pächter triefte von Schweiß, und sein verstörtes Aussehen ließ eine schlimme Nachricht vermuthen.

»Ich bitte um Entschuldigung, meine Damen,« sagte er mit keuchender Stimme, »ich komme so ohne Weiteres zu Ihnen herein, aber es ist jetzt keine Zeit zu langen Ceremonien. Ah, Sie sind auch noch da, Monsieur Daniel,« setzte er hinzu als er den jungen Friedensrichter erkannte. »Um so besser. Ohne Zweifel werden Sie uns aus einer großen Verlegenheit helfen. Ich fürchtete schon, daß Sie bereits nach der Stadt zurückgekehrt wären.«

»Was gibt es denn, Bernard?«

»Um es gerade herauszusagen, Monsieur Daniel, ich fürchte sehr, daß man damit umgeht, unsere armen Damen diese Nacht festzunehmen.«

Marie näherte sich zitternd ihrer Mutter, welche selbst sich eines Schauers nicht erwehren konnte.

»Redet, Vater Bernard, erklärt Euch!« sagte Daniel nicht weniger erschrocken, obschon er sich mehr zu beherrschen verstand.

»Die Sache ist folgende, mein Herr. Ich war heute Abend ausgegangen, um die Runde durch die Felder zu machen, weil meine dumme Creatur von Frau mir allerhand garstiges Zeug in den Kopf gesetzt hatte, und ich wollte mich zerstreuen. Dies war mir auch gelungen und ich hatte endlich die unangenehmen Erinnerungen überwunden, welche dennoch oft zurückkehren, wenn man am wenigsten daran denkt. Plötzlich, während ich am Fußsteige hinging, sah ich sich etwas am Saume des Mandarwaldes unter den hohen Bäumen regen, welche sich bis an den Rand der Landstraße hinziehen. Ich glaubte, es wären Holzdiebe, die es auf mein Eigen-

thum abgesehen hätten, und ich versteckte mich hinter der Hecke, um sie zu belauern. Ich lugte vorsichtig durch die Blätter hindurch, und was sah ich, Monsieur Daniel? Zwei Gendarmen, die lebhaft mit einander plauderten und sich von weitem die Gebäude von Breuil zeigten.«

»Gendarmen!« wiederholte Daniel. »Wißt Ihr das auch gewiß, Vater Bernard?«

»Ich habe mit meinen eigenen Augen ihre Uniformen gesehen, und es war zu hell, als daß ich mich hätte täuschen können. Uebrigens mußten sie zahlreiche Cameraden im Walde haben, denn es war mir, als hörte ich zu verschiedenen Malen allerhand Stimmen und Pferdegewieher. Ich gewahrte sogar einen dritten Mann hinter den beiden erstern, und es schien mir, als wenn dieser die Uniform eines Nationalgardisten getragen hätte, doch will ich dies nicht behaupten. Gewiß aber ist, daß nach einigen Augenblicken die Gendarmen zurückgerufen wurden und daß sie fortwährend gesticulirend in den Wald hineingingen. Ich wartete noch; da sich aber Niemand weiter zeigte, so eilte ich mich längs der Gebüsche hinschleichend rasch davon.«

Die Damen von Mereville waren stumm vor Schrecken.

»Wohlan, Vater Bernard,« hob Daniel an, »was kann nach eurer Meinung die Folge von allem diesen seyn?«

»Wie! Sie, ein angesehener Bürger und ein in den öffentlichen Angelegenheiten unterrichteter junger Mann, errathen es nicht? Die Sache ist ja ganz klar. Die Gendarmen der benachbarten Brigaden werden Befehl erhalten haben, sich in dem Mandarwalde zu versammeln. Wenn es finster seyn wird, werden sie die Meierei umzingeln und Alle arretiren, die ihnen verdächtig scheinen, das ist so ihre Manier, wie Ihnen wohl bekannt seyn wird.«

Daniel schlug sich vor die Stirn.

»Das ist ja aber unmöglich,« hob er in eifrigem Tone wieder an. »Die Organe der öffentlichen Gewalt können in diesem Districte nichts vornehmen, ohne einen Befehl von mir zu haben. Nun weiß ich aber gewiß, daß ich in diesen letzten Tagen keinen Befehl dieser Art unterzeichnet habe und ich habe heute Morgen die Stadt nicht eher verlassen, als bis ich den Courier des Tages empfangen hatte. Diese Gendarmen können folglich kein regelmäßiges Mandat vollziehen, es müßten denn —«

»Reden Sie aus.«

»Es müßten denn in meiner Abwesenheit höhere Befehle eingelaufen und ich vielleicht selbst abgesetzt oder außer dem Gesetz erklärt worden seyn.«

Marie konnte einen langen Seufzer nicht unterdrücken und auch die Marquise gab große Aufregung zu erkennen.

»Ohne Zweifel irrst Du Dich, Daniel,« rief Marie. »Laß uns noch hoffen, daß Du Dich irrst.«

Daniel dankte ihr durch ein Lächeln.

»Ich hoffe es auch,« hob er wieder an, »doch wollen wir uns nicht mit mir beschäftigen. Welches auch die Macht sey, von der der Streich ausgegangen ist, so verdient Vater Bernards Entdeckung die ernsteste Aufmerksamkeit. Die Gefahr ist jetzt sicher und es gilt, ihr die Spitze zu bieten. Frau Marquise, meine Wohlthäterin, meine theure Verwandte, ich beschwöre Sie, zögern Sie keinen Augenblick den Rath zu befolgen, den ich Ihnen eben gab. Sie müssen sofort mit mir nach der Stadt abreisen. Gott wird mir ohne Zweifel es möglich machen, Sie zu retten, Sie und meine theuere Marie. Beeilen Sie sich daher, Ihre Vorbereitungen zu treffen, denn es ist keine Minute zu verlieren.«

Und ohne die Antwort der Damen abzuwarten, begann er mit Vater Bernard die zu ergreifenden Maßregeln zu verabreden. Sie kamen überein, daß man die zwei besten Pferde der Meierei an ein altes Cabriolet anspannen ließe, dessen der Mann von Breuil sich bediente, wenn er auf die Jahr- und Getreidemärkte fuhr. Der Pächter machte sich anheischig, die Damen auf Umwegen nach der Stadt zu bringen und dabei den Wald zu vermeiden, wo die Gendarmerie sich verborgen hielt. Daniel sollte zu Pferde nachfolgen und unter dem Schutze der Dunkelheit gelangte man vielleicht in die Stadt, ohne auf schlimme Hindernisse zu stoßen.

Dieser Plan schien der beste zu seyn, den man unter den gegenwärtigen Umständen befolgen konnte, dennoch aber war die Marquise nicht damit einverstanden.

»Daniel und auch Ihr, Vater Bernard,« sagte sie mit Festigkeit, »vergesset nicht, ich bitte Euch, die schrecklichen Folgen zu bedenken, welche eure Hingebung haben kann. Wenn man uns festnähme, so wäret Ihr denselben Strafen unterworfen wie wir, weil Ihr uns Beistand geleistet. — Ich werde nicht zugeben, daß Ihr Euch solchen Gefahren aussetzet. Verbergt uns irgendwo in einem Walde, in einer Felsenhöhle, bis die Diener der öffentlichen Gewalt sich wieder entfernt haben. Wir sind mit jedem Asyl zufrieden.«

»Bernard hat nichts zu fürchten« hob der junge Mann mit nicht weniger Entschlossenheit wieder an; »die Verantwortlichkeit für das, was geschehen kann, wird mich allein treffen. Ich habe keine Rücksichten zu nehmen. Entweder besteht meine Autorität noch und ich darf davon Gebrauch machen, um Sie zu schützen, oder ich bin selbst in Anklagestand versetzt und dann kann meine Lage durch nichts verschlimmert werden. Lassen Sie mich daher, Madame, den Eingebungen

meines Herzens folgen und möge meine Aufopferung, welches Resultat sie auch haben möge, in Ihren und Mariens Augen das Unrecht wieder gut machen, welches Sie mir mit so viel Bitterkeit vorrücken.«

Die Marquise wollte sich auch jetzt noch nicht fügen und kam immer wieder auf ihren Plan zurück, einen Zufluchtsort in den Wäldern zu suchen.

Daniel bemühte sich, ihr zu beweisen, wie viele Schwierigkeiten ein solches Auskunftsmittel darbieten würde und endlich gelang es ihm sie zu überzeugen. Nachdem dieser Sieg errungen war, forderte Daniel den Pächter auf, die Pferde so schnell als möglich anzuspannen.

Er wollte ebenfalls das Zimmer verlassen, damit die Damen ihr bescheidenes Gepäck zusammenpacken könnten, als sich in dem Nebenzimmer ein plötzliches Aechzen und Schluchzen hören ließ.

Der Pächter, welcher die Stimme seiner Frau zu erkennen glaubte, öffnete rasch die Thür und seine Gäste folgten ihm in das große Gemach, welches durch ein Talglicht matt erleuchtet ward.

Mutter Bernard saß bleich und fast ohne Besinnung auf einem Strohstuhle. Die Bettlerin lag vor ihr auf den Knien und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen. Der arme kleine Knabe lag ebenfalls auf den Knien und weinte ohne zu wissen warum, vielleicht weil er seine Mutter weinen sah.

Nicht weit davon gaffte eine der Mägde mit offenem Munde diese traurige Gruppe an.

Noch ehe Vater Bernard ein Wort der Erklärung vernahm, fühlte er, daß ein seltsamer Gedanke sein Herz durchzuckte. Dennoch fragte er mit rauher Stimme:

»Nun was haben denn diese Creaturen so zu winseln?

Hat man denn gar keine Ruhe mehr im Hause? Wir haben heute Abend hier mehr zu thun, als dieses Geflenne anzuhören!«

Bei dem Tone dieser gefürchteten Stimme schien die Pächterin wieder zur Besinnung zu kommen. Sie neigte sich zu der Bettlerin herab und legte ihr die Hand auf den Mund.

»Schweig,« murmelte sie, »ich sagte Dir wohl, daß er Dich hören könnte. Schweig, ich bitte Dich!«

Die Blatternarbige aber hatte, ganz außer sich, diese Bitte vielleicht nicht verstanden und streckte dem Manne von Breuil ihre hagern Hände entgegen.

»Mein Vater,« rief sie in herzzerreißendem Tone, »verzeihet mir, wie sie mir schon verziehen hat. Ich bin die arme Fanchette, eure Tochter.«

Bernard stand unbeweglich mit starrem, verstörtem Blicke da. Durch dieses Schweigen ermuthigt, nahm die Unglückliche ihren Knaben auf den Arm, schleppte sich auf den Knien ein Stückchen weiter fort und rief mit von Schluchzen halberstickter Stimme: »Gnade, Gnade, mein Vater! Wenn ich gefehlt habe, so habe ich doch auch meinen Fehler grausam gebüßt. — Erinnert Euch dessen, was ich sonst war, und sehet, was aus mir geworden ist. Meine Schönheit, meine Jugend, meine Heiterkeit, Alles ist von dem Tage an verschwunden, wo Ihr mich verstießet. Seit dieser Zeit irre ich von Ort zu Ort und bettle mein Brot. Ich hätte nicht gewagt, mich Euch wieder zu nähern; da aber ein glücklicher Zufall mich an den Ort geführt hat, den Ihr jetzt bewohnt, so habt endlich Erbarmen mit mir. Jagt mich nicht wieder fort. Lasset mich bei Euch und meiner Mutter. Ich will eure Magd seyn und die niedrigsten und härtesten Arbeiten verrich-

ten, ohne mich zu beklagen. Verzeihet mir, mein Vater! Wenn Ihr es nicht um meinetwillen thun wollt, so thut es wenigstens um dieses armen unschuldigen Kindes willen. Ach, wenn Ihr wüßtet, was dieser arme Knabe schon gelitten hat! Er hat gehungert, er hat gefroren, wir haben oft Beide in stürmischen Nächten unter freiem Himmel geschlafen. Habt Erbarmen mit ihm! Sehet, wie ähnlich er Euch sieht. Ach, noch so eben, als Ihr ihn auf eurem Arme hieltet, schien es mir, als ob der gute Gott endlich meinen Leiden ein Ende machen wollte! Ihr habt meinen Sohn geküßt, Vater! Ihr habt ihn geküßt, ich habe es gesehen; liebt ihn daher, ich bitte Euch ihn zu lieben und verzeihet mir um seinetwillen.«

Gleichzeitig wollte sie die Hand des Pächters ergreifen, aber er prallte wild vor ihr zurück. Dennoch schwieg er noch, und ohne Zweifel kämpften widerstreitende Gefühle in seinem Herzen.

Die Damen von Mereville und Daniel, welche auf der Schwelle des innern Zimmers standen, waren tief ergriffen. Die Marquise glaubte in jenem autoritätischen Tone interveniren zu müssen, welchen sie trotz ihrer gegenwärtig so demüthigenden Lage immer noch beibehielt.

»Ihr wißt, Bernard,« sagte sie, »daß ich gegen Fehler wie die eurer Tochter durchaus nicht nachsichtig bin, dennoch aber halte ich die Strafe für hinreichend, und vielleicht wäre es Zeit einen edelmüthigen Pardon zu gewähren.«

»Ja, ja, mein guter Vater Bernard,« sagte Marie leise in bittendem Tone, »sie ist so unglücklich!«

»Vater Bernard,« sagte Daniel seinerseits, »ich habe eure übertriebene Strenge in Bezug auf euer Kind niemals gebilligt. Ihr habt bis jetzt barbarischen Vorurtheilen gehorcht, welche, ich weiß nicht wie, in diesen Provinzen ein-

gewurzelt sind und welche der gesunde Menschenverstand verdammt. Jetzt bietet sich eine Gelegenheit dar, eure frühere Strenge wieder gut zu machen — werdet Ihr sie ungenutzt lassen? Seyd Vater, mein Freund, und schenkt den Eingebungen eures Herzens mehr Gehör als denen eures Stolzes.«

Auf alle diese Vorstellungen, alle diese Bitten gab der Pächter keine Antwort, sondern verharrte bei seiner düstern Haltung.

»Morbleu!« sagte er endlich in hartem Tone, »weder reiche noch vornehme Leute werden mich jemals anders machen in einer Sache, die Niemanden weiter etwas angeht als mich. Jeder nach seiner Art — und ich habe die meine, zum Teufel!«

Dann heftete er seinen Blick auf die zu seinen Füßen liegende Fanchette und rief:

»Geh' deines Weges! Du bist eine Unverschämte — ich kenne Dich nicht. Ich habe keine Tochter — ich hatte sonst eine, aber sie ist gestorben und ich habe zwei Jahre um sie getrauert. Ich habe keine Tochter mehr. Du lügst, ich kenne Dich nicht!«

»Mein Vater,« rief die Unglückliche, welche den Sinn dieser Worte falsch auffaßte, »wäre es in der That möglich, daß Ihr mich nicht wiedererkennt? Hat denn jene entsetzliche Krankheit mich so gar entstellt? Ich bin eure Fanchette, sage ich Euch. Ich bin das arme Kind, welches Ihr so sehr liebtet und welches Ihr auf die Stirn küßtet, wenn Ihr Abends von eurer Arbeit nach Hause kamt.«

»Das Alles weiß ich nicht mehr. Ich habe eine Nichtswürdige, die mich entehrte, aus dem Hause gejagt und bereue es nicht. Ich habe es niemals bereut — ich würde es wieder thun.«

»Sag das nicht, Bernard,« rief die Pächterin eifrig. »Trotz deines Zornes liebst Du deine Tochter und hast sie stets geliebt. Du hättest sie vergessen? Woran denkst Du, wenn Du des Nachts aufstehst und ich Dich ganz leise weinen höre? Warum gehst Du fort, warum wirst Du wortkarg und traurig wenn uns die kleine Jeanne besucht, welche mit Fanchette an einem und demselben Tage geboren ist? Wem gehörte denn jener silberne Ring, den Du in deiner Brieftasche verwahrst und den Du fortwährend mit Dir herumträgst? Bernard, verleumde nicht Dich selbst! Du liebst deine Tochter, verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihe und Gott wird Dich dafür belohnen.«

Während Bernard diese Worte anhörte, hatte er mehrmals die Farbe gewechselt. Diese Enthüllungen in Gegenwart so vieler Personen aber schienen in ihm nur Verwirrung und Zorn zu erwecken. Die arme Mutter sah ihren Fehler ein, noch ehe ihr Mann antwortete.

»Elendes Weib!« rief Bernard mit furchtbarer Stimme und mit dem Fuße stampfend, »wie kannst Du solche Lügen sagen und noch dazu vor fremden Leuten. Für wen wird man mich halten? Aber, Donner und Teufel, man soll erfahren, ob ich noch Herr im Hause bin oder nicht. Du Bettlerin wirst augenblicklich mein Haus verlassen! Du bist eine Lügnerin! Ich kenne Dich nicht — ich mag Dich nicht kennen. Also rasch, vorwärts, wir haben hier mehr zu thun!«

»Gnade, Gnade, mein Vater!« rief Fanchette außer sich.

»Du marschirst deiner Wege, sage ich! Wenn Du in der That die wärest, für welche Du Dich ausgibst, so würdest Du meinem Hause Unglück bringen, — es würde uns über den Köpfen zusammenstürzen!«

Trotz ihrer Furcht wagte die Pächterin dennoch sich wieder einzumischen.

»Bernard, Bernard,« rief sie, »laß ihr wenigstens für diese Nacht einen Platz in deinem Stalle, wie Du allen Armen und Bettlern lässest, die Dich um ein Nachtlager bitten!«

»Sie soll aber gehen! Die Jahreszeit ist jetzt schön und sie wird sehr gut unter der Eiche schlafen, wenn sie überhaupt noch schlafen kann. Also sie möge nur rasch machen, daß sie fortkommt, denn sie beschmutzt die Wohnnng des ehrlichen Mannes!«

Niemand wagte einen Entschluß zu bekämpfen, der unwiederruflich zu seyn schien.

»Wohlan, mein Vater,« fuhr Fanchette immer noch auf den Knien liegend fort, »da fünf Jahre der Demüthigung, des Elends und Leidens Euch nicht rühren können, so werde ich meine Irrfahrten wieder beginnen und Ihr werdet mich nicht wieder sehen. Wollt Ihr aber auch so erbarmungslos gegen diesen armen Knaben seyn, den Ihr so eben liebkostet, der Euch so ähnlich sieht und der Euch schon liebt? Er kann nichts für die Fehler seiner Mutter und darf nicht die Strafe dafür tragen. Ich beschwöre Euch, nehmt ihm bei Euch auf, sorgt für ihn und macht aus ihm einen ehrlichen, fleißigen Mann, wie Ihr seyd. Ein Kind wird Euch ja so wenig zu ernähren kosten. Mein Sohn verräth schon jetzt die glücklichsten Anlagen; er wird die Freude eures Herdes seyn, er wird meine arme Mutter über meine Abwesenheit trösten. Ich flehe Euch an, stoßt ihn nicht von Euch! höret wohl: Wenn er bei mir bleibt, wenn er noch ferner jene herumziehende Lebensweise theilt, zu welcher ich verdammt bin, dann wird er sich, wenn er groß wird, grausamen Versuchungen ausgesetzt sehen. Die Ehrlichkeit ist sehr schwer, wenn man keine Kleider und kein Brot hat. Ich kann mich nicht weiter erklären, aber Ihr würdet schaudern, wenn ich Euch sagen wollte, welche

Zukunft ihn dann unvermeidlich erwartet. Rettet ihn vor dieser entsetzlichen Gefahr. Er ist euer Enkel, nehmt ihn auf, liebt ihn. Mein armes Herz wird brechen, wenn ich mich von ihm trenne, aber das Bewußtseyn, meine Pflicht gethan, das Glück meines Kindes gesichert zu haben, wird mich aufrecht halten und mir Muth geben. Und fürchtet nicht, mein Vater, daß ich vielleicht mit der Absicht umgehe, ihn später zum Vorwand zu nehmen, um Euch mit meiner Gegenwart lästig zu fallen. Nein, ich werde ihn, wenn es seyn muß, nie wiedersehen, ich werde mich weit von dem Orte entfernen, wo Ihr Einer und der Andere seyd. Ihr und er könnt mich todt glauben. Ihr werdet mich nicht mehr kennen, Ihr werdet nicht mehr von mir sprechen. Nehmt ihn daher auf, er ist euer, ich gebe ihn Euch, und so hart Ihr auch gegen mich gewesen seyd, so werde ich Euch doch alle Tage meines Lebens segnen, wenn ich daran denke, daß Ihr einen Mann aus ihm macht, der Euch gleicht, selbst wenn er mich ebenso verachtete, wie Ihr mich verachtet.«

Die sonst so abstoßenden Züge Fanchettens strahlten in diesem Augenblick von einem mütterlichen Enthusiasmus, der ihnen wahrhafte Schönheit verlieh. Sie hob ihren Knaben bis zu dem Gesicht ihres Vaters empor und der arme Kleine lächelte zutraulich, als er den Mann wieder erkannte, der ihn vor Kurzem geliebkost und ihm Brot gegeben.

Der Pächter schien halb besiegt zu seyn. Er wendete den Kopf ab und seine Augen glänzten, als ob sie sich mit Thränen füllten.

Die Pächterin beging in der Unklugheit eines unwiderstehlichen Gefühls abermals den Fehler, diesen Umstand hervorzuheben.

»Bernard, mein guter Bernard!« rief sie, »vergebens

suchst Du es zu verbergen. Du weinst, ich sehe es. Du wirst deinen Enkel behalten und deiner Tochter verzeihen.«

Nun war Alles verloren. Bernards Augen wurden sofort wieder trocken.

»Was glaubst Du?« entgegnete er mit Härte. »Ich weinen? Weinen denn die Männer mehr als hier und da eine Thräne, die ihnen der Zorn auspreßt? Doch machen wir der Sache ein Ende. Wir haben heute Abend noch wichtige Dinge vor. Der Wagen muß angespannt werden, denn ich werde mit Herrn Daniel und — und andern Personen augenblicklich nach der Stadt fahren. Du, Bettlerin, beeile Dich, die Schwelle meiner Thür zu überschreiten und laß Dich nie wieder hier sehen. Was deinen Buben betrifft, so mag ich ihn auch nicht. Bringe ihn zu seinem würdigen Vater, wenn Du diesen kennst. Ich brauche keine solche Brut in meinem Hause — mein Haus ist kein Findelhaus. Es wäre gar nicht übel für Dich, wenn Du Dich auf diese Weise deiner Kinder entledigen könntest. Während Du im Lande herumstreichst, müßte der Alte sie ernähren! Damit ist es aber nichts, also packe Dich und zwar schleunigst!«

Diese brutale Antwort versetzte die Zuhörer in die größte Aufregung. Alle wollten dem Pächter seine Unmenschlichkeit vor Augen halten.

Bernard hörte mit gerunzelter Stirn und fest zusammengebissenen Zähnen zu. Die Stimme der jungen Mutter aber übertäubte die andern.

»Mein Vater,« sagte Fanchette, indem sie ihren Knaben dem Pächter immer noch hinhielt, »noch einmal sage ich: Nicht für mich bitte ich. Ich verdiene vielleicht eure ganze Härte, euern ganzen Haß, aber was hat Euch dieses arme unschuldige Kind gethan?«

Bernard stieß einen fürchterlichen Fluch aus.

»Schaff es fort,« rief er wild, »schaff es fort oder bei allen Teufeln der Hölle, ich zertrete Euch Beide wie elendes Gewürm.«

»Mein Vater, ich flehe —«

Bernard, welcher vor Wuth förmlich schäumte, wollte sich mit geballter Faust auf ihn stürzten. Daniel hielt ihn zurück, während die Frauen mit lautem Geschrei sich dazwischen warfen.

»Geht, geht, arme Fanchette,« sagte die Marquise, als sie Daniel mit Mühe gegen den kräftigen Pächter ringen sah. »Dieser Monn, den ich für so sanft und gut hielt, ist ein wahrer Tollhäusler.«

»Ja, geh, geh, meine Tochter,« rief Mutter Bernard, »er wird Dich sonst noch umbringen.«

Die Bettlerin erschrak, nicht um ihrer selbst, sondern um ihres Kindes willen.

»Beruhigt Euch, mein Vater,« stammelte sie, »wir werden Euch von unserer Gegenwart befreien. Ehe ich mich jedoch entferne, laßt mich Euch eine wichtige Warnung ertheilen, welche die Freude, meine Mutter wieder zu finden, mich bis jetzt hatte vergessen lassen. Diese Nacht —«

»Wirst Du gleich gehen!« rief Bernard in schrecklichem Tone.

Mit einer verzweifelten Anstrengung riß er sich von Daniel, der ihn noch fest zu halten suchte, los.

»Ah, mein Vater,« rief Fanchette in herzzerreißendem Tone, »möget Ihr niemals Ursache haben, eure Härte gegen euren Enkel zu bereuen!«

Und sie entfloh, indem sie den erschrockenen Knaben, dessen Geschrei man noch lange hörte, an ihre Brust drückte.

Daniel fürchtete anfangs, daß der Pächter in dem Paroxysmus seiner Wuth die Unglückliche verfolgen wollte und stellte sich ihm in den Weg.

Diese Befürchtung aber war eine überflüssige, denn Bernards Zorn beschwichtigte sich sofort, als er seine Tochter nicht mehr sah. Er setzte sich und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Der Eindruck dieser schmerzlichen Familienscene war so mächtig, daß die Damen von Mereville und Daniel darüber die Gefahren ihrer eigenen Situation vergessen hatten.

Bernard schien der Erste zu seyn, der wieder daran dachte. Nach kurzem Schweigen richtete er den Kopf empor und sagte mit immer noch ein wenig veränderter aber fester Stimme:

»Man spreche mit mir nicht mehr von dieser Sache! Wenn sich es Jemand untersteht, so — doch wir verlieren die kostbare Zeit. Meine Damen, holen Sie Ihr Gepäck. Ich werde sogleich den Wagen anspannen, in sechs Minuten müssen wir unterwegs seyn.«

Und er verließ rasch das Zimmer.

Nun überließ sich die Mutter Bernard ungehindert ihrem Gram, doch gelang es Daniel, sie ein wenig zu trösten, indem er sie von der bevorstehenden Abreise ihres Mannes in Kenntniß setzte.

Dieser Umstand gestattete vielleicht der Pächterin Fanchette, welche allem Anschein nach das Haus noch nicht verlassen hatte, wiederzusehen, ja sie vielleicht ein paar Tage bei sich zu behalten.

Die Damen von Mereville bestärkten ihre Wirthin in dieser Hoffnung und dann als sie sahen, daß sie ruhiger ward,

drückten sie ihr für ihre Tochter einige Assignaten in die Hand und kehrten schnell in ihr Zimmer zurück.

Mittlerweile war die Nacht vollständig eingebrochen und man hörte auf dem Hofe das Stampfen des Viehes, welches in den Stall zurückkehrte. Die Knechte und Mägde waren mit den letzten Arbeiten des Tages beschäftigt.

Während Daniel und die Pächterin noch leise miteinander sprachen, trat ein Mann schüchtern in das Zimmer.

Es war der Hausirer François. Seine Blässe trat unter der blutigen Binde, welche seine Stirn umschloß, um so greller hervor. Er schien noch sehr kraftlos zu seyn und ging auf seinen Knotenstock gestützt nur mit Mühe.

Als Daniel ihn erkannte, ging er ihm entgegen und fragte ihn in theilnehmendem Tone, wie er sich befände.

»Um Vieles besser, lieber Bürger,« entgegnete François in auffallend demüthigem, sanftem Tone. »Ich habe das Ihnen und dieser guten Bürgerin zu verdanken. Dennoch aber fürchte ich, daß ich morgen Früh noch nicht im Stande seyn werde, mich mit meinem Waarenkasten auf dem Rücken wieder auf den Weg zu machen.«

»In diesem Falle wird Mutter Bernard mir zu Liebe gern damit einverstanden seyn, Euch hier zu behalten, bis Ihr wieder zu Kräften gekommen seyd.«

Die Pächterin gab durch eine Geberde ihre Zustimmung zu erkennen.

»Bernard!« wiederholte der Hausirer, als ob dieser Name ihn besonders betroffen machte.

Da er aber ohne Zweifel sofort einsah, daß er sich geirrt hatte, fuhr er fort:

»Gottes Wille geschehe! Wenn ich aber morgen Abend mich nicht an dem Orte einfinde, wo meine arme Frau mich erwarten soll, so würde diese in die tödtlichste Unruhe und Besorgniß versetzt werden. Indessen, in das, was man einmal nicht ändern kann, muß man sich fügen. Wenn ich hier bleiben muß, so werde ich deswegen Niemanden zur Last fallen, sondern für Herberge und Kost bezahlen, was recht ist. Uebrigens braucht man vielleicht hier etwas von meinen Waaren und ich habe vielerlei hübsche Sachen. Ich habe Zwirn, Nähnadeln, Bänder, Schnürsenkel, Taschentücher und dergleichen mehr.«

Der Hausirer hatte diese letzten Worte in dem marktschreierischen Tone und mit der Zungenfertigkeit gesprochen, welche Leuten seines Handwerks eigen zu seyn pflegen. Mutter Bernard, die sich zudringlicher Leute gern so schnell wie möglich entledigte, entgegnete sofort:

»Ja, ja, wir werden uns schon verständigen. Jetzt aber, lieber Freund, würdet Ihr wohl thun, wenn Ihr in euern Stall zurückkehrtet und recht auszuschlafen suchtet. Der Schlaf ist das allerbeste Heilmittel, wenn es gilt, das Blut zu erfrischen und eine Wunde vernarben zu lassen. Braucht Ihr vielleicht noch irgend etwas hier?«

François verlangte noch etwas zu essen, indem er sein Versprechen wiederholte, Alles, was man ihm liefern würde, gut zu bezahlen.

Die Pächterin schnitt ihm sofort ein tüchtiges Stück Brot und eine Käsespitze ab, dann reichte sie ihm eine Flasche Aepfelwein und wünschte ihm gute Nacht.

Nachdem er ihr gedankt wollte der Hausirer sich entfernen, als plötzlich der Einäugige von Jouy trällernd hereintrat.

»Alles ist ruhig rings umher,« sagte er, indem er sich anscheinend zur Pächterin wendete, »und Keiner scheint an etwas Anderes zu denken, als sich so schnell als möglich zur Ruhe zu begeben. Wir sollten dasselbe thun. Aber, um's Himmels willen, Bürgerin Bernard, wer will denn bei Euch noch so spät abreisen, daß euer Mann sein Cabriolet anspannt?«

»Es will Jemand abreisen?« rief François unwillkürlich.

»Was kann das Euch interessiren, Freund?« fragte Ladrange.

»Nun, ich dachte — meine Frau wird meinetwegen sehr in Angst seyn. Wenn die Person, welche abreist, nach der Stadt führe, so hätte ich ihr einen Auftrag mitgeben können — vielleicht hätte sie sich sogar dazu verstanden, mir einen Platz neben sich einzuräumen.«

Daniel hegte einen unbestimmten Argwohn gegen diese beiden Männer. Uebrigens wollte er nicht, daß sie die Damen von Mereville sähen, welche jeden Augenblick aus ihrem Zimmer herauskommen konnten.

»Das ist unmöglich,« entgegnete er daher kurz. »Die Person, welche abreist, und die, wenn Ihr es durchaus wissen wollt, keine andere ist, als ich selbst, geht nicht dahin, wo Ihr hinwollt und kann keinen Auftrag übernehmen.«

»Sie?« fragte der Hausirer. »Ich glaubte, Sie machten die Reise zu Pferde?«

»Im Wagen ist es bequemer, besonders wenn man hübsche Gesellschaft hat, nicht wahr, Bürger?« sagte der Einäugige lauernd.

Diese Fragen reizten Daniel immer mehr und mehr, den-

noch mäßigte er seine Ungeduld und machte den beiden bemerklich, daß der Bürger Bernard, der nicht viel Spaß verstünde, es sehr übel nehmen könnte, wenn man in seinem Hause herumspionirte. Demzufolge forderte er sie nochmals auf, sich in den Stall zu begeben, wo sie dem Gebrauche nach beide schlafen sollten.

Die Pächterin unterstützte diese Aufforderung so nachdrücklich, daß die Neugierigen keinen Vorwand mehr hatten, sich länger zu weigern.

Sie verließen deshalb das Zimmer, während der Hausirer sich nochmals in Danksagungen erschöpfte und der Einäugige ihr in unheimlich ironischem Tone gute Nacht wünschte.

Daniel folgte ihnen. Eine Ahnung, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte, sagte ihm, daß er diesen beiden Personen trotz ihres harmlosen Wesens nicht trauen dürfe. Er begleitete sie daher bis in den Stall und sobald sie in denselben hinein waren, verschloß er die Thür hinter ihnen und drehte den Schlüssel zweimal um.

»Diese Leute können ganz ehrlich seyn,« sagte er zur Pächterin, als er wieder ins Zimmer trat, »es kann aber nichts schaden, wenn sie diese Nacht unter Schloß und Riegel gehalten werden. Morgen Früh werdet Ihr wieder öffnen und vielleicht haben sie ihre Gefangenschaft gar nicht bemerkt. Man kann nie zu vorsichtig seyn.«

Mutter Bernard, welche durch diese Maßregel einer beschwerlichen Ueberwachung überhoben ward, war damit einverstanden.

»Und wenn man bedenkt,« murmelte sie, »daß meine

arme Tochter mit solchen Landstreichern zusammenwohnen muß! Vielleicht aber kann ich ihr ein besseres Nachtlager anweisen, sobald Bernard fort ist. Mein Gott, schenke mir nur noch diese Nacht, dann will ich zufrieden sterben!«

In diesem Augenblick traten die Damen mit ihrem Gepäck ein.

Daniel nahm es ihnen ab und man wollte sich in den Hof begeben, wo der Wagen wartete, als Bernard ganz außer Athem hereingestürzt kam.

»Beeilen Sie sich, beeilen Sie sich,« rief er in großer Anstrengung; »man hört in der Allee Pferde galoppiren und Säbel klirren. Machen wir schnell, daß wir fortkommen — vielleicht ist es noch Zeit.«

»Ja wohl, rasch, rasch in den Wagen!« rief Daniel eifrig.

Und er zog Marien fort, während Bernard die Marquise fortzog, ohne ihnen auch nur Zeit zu lassen, der Pächterin Lebewohl zu sagen.

Kaum aber hatten sie den Hof betreten, so ward das Getöse der Hufschläge noch deutlicher vernehmbar.

»Es ist zu spät,« sagte Bernard; »sie sind nicht mehr fünfzig Schritte von hier!«

»Rettet meine Tochter!« rief die Marquise.

»Nein, nein, Daniel, denke nur an meine Mutter — ich beschwöre Dich!«

Daniel wußte nicht was er thun sollte.

»Macht das große Thor zu,« sagte er endlich zu Bernard.

Dieser beeilte sich, die beiden Flügel des Thorweges zuzuschlagen und mit ungeheuren Vorlegebalken zu befestigen.

»Nun wollen wir durch den Garten fliehen,« sagte Daniel, der die armen erschrockenen Frauen am Arme hielt.

Gleich bei den ersten Schritten aber sahen sie mit Schrecken, daß auch dieser Rettungsweg ihnen verschlossen war. Man hörte in dieser Richtung gewaltigen Lärm, als ob die ganze Meierei vollständig umzingelt wäre.

Gleichzeitig ward heftig an den Thorweg des Hofes gepocht, und eine starke Stimme forderte die Bewohner im Namen des Gesetzes auf, die Gendarmen und Nationalgardisten einzulassen, welche beauftragt seyen, sich zu überzeugen, ob nicht Emigrirte und Verdächtige sich im Hause befänden.



VII.

Eine Schreckensnacht.

Als Daniel Ladrange diese Aufforderung hörte, ward er dadurch eben so sehr überrascht als erschreckt. Er konnte nicht begreifen, wie eine so zahlreiche Schaar von Gendarmen wie die, welche die Meierei umzingelt hielt, ohne sein Vorwissen sich hatte zusammenfinden können, und er suchte diese ganz unerklärlichen Umstände in seinen Gedanken neben einander zu ordnen.

Bernard näherte sich ihm.

»Wir sind gefangen wie in einem Netze,« sagte er leise. »Es ist nicht möglich zu entfliehen. Was werden wir thun, Monsieur Daniel? Sollen wir uns zur Wehre setzen?«

Jeder Rückzug nach dem Garten hin war entschieden unmöglich. Man sah über den Zaun hinweg die betreßten Hüte der Reiter. Man hörte sogar ein Geräusch in den Zweigen, als ob Jemand sich den Weg durch das Gebüsch zu bahnen suchte.

»Zur Wehre setzen?« wiederholte Daniel den Kopf schüttelnd. »Das wollen wir lieber bleiben lassen. Sie sind zehn gegen einen und jede Miene von Widerstand würde traurige Folgen haben. Nein, nein, Vater Bernard, kehren wir mit diesen Damen in das Haus zurück und laßt auch eure Leute

hineingehen. Was mich betrifft, so will ich diese Leute empfangen und mich überzeugen, ob sie vorschriftmäßige Instruction haben. Vielleicht entdecke ich in ihrem Mandat irgend einen Mangel oder eine Unregelmäßigkeit und wenn dies der Fall wäre, so würde ich von meinem Rechte Gebrauch machen und ihnen den Eingang verwehren!«

»Gut, gut, Monsieur Daniel, Sie wissen besser als sonst Jemand, wie man sich hierbei zu benehmen hat. Aber gehen Sie nur rasch und fragen Sie, was diese Leute wollen, denn sie fangen an ungeduldig zu werden.«

In der That ward der Thorweg bereits durch Kolbenschläge erschüttert. Daniel richtete ein ermuthigendes Wort an die Damen und schritt dann nach dem Eingangsthore, ohne auf Marien zu hören, welche leise zu ihm sagte:

»Ich bitte Dich, lieber Cousin, setze Dich keiner Gefahr aus.«

Je mehr Daniel darüber nachdachte, desto mehr kam er auf die Vermuthung, daß die Belagerer von Breuil nicht kraft gesetzlicher Vollmacht handelten. Es geschah damals nicht selten, daß Parteigänger oder auch Verbrecher sich als Organe der Staatsgewalt verkleideten, um irgend einen kühnen Handstreich mit weniger Gefahr auszuführen. Vielleicht gehörten diese Leute einer oder der andern dieser Gattungen von Feinden an und eigenthümlicherweise schien Ladrange diese doppelte Eventualität, welche ihn in jedem andern Augenblick mit Schrecken erfüllt hätte, kaum weniger zu fürchten, als eine gesetzmäßige Verfolgung. Ehe er mit diesen Unbekannten parlamentirte, wollte er sie mit Muße betrachten. Als er aber das Auge an die Ritzen des Thorweges legte, sah er blos eine dichtgedrängte Masse, in welcher nichts deutlich zu erkennen war.

Ohne auf die Drohungen und Verwünschungen, welche sich von außen erhoben, zu achten, holte Daniel eine Leiter aus einem nahen Schuppen, legte sie an die Wand des Backhauses, welches den Haupteingang zu der Meierei beherrschte, und stieg auf das Dach dieses kleinen Gebäudes. Von hier aus konnte er endlich die imposante Streitmacht recognosciren, welche Bernards Wohnung blockirt hielt.

Außer den hier und da einzeln Umherlaufenden sah er etwa zwölf berittene Gendarmen in betreßten Mänteln und etwa zwanzig Nationalgardisten zu Fuße. Dieser Trupp war mit Säbeln, Flinten und Pistolen bewaffnet, welche im Mondschein funkelten. Die Unordnung und der Mangel an Mannszucht, welche in den Reihen herrschten, hätten Daniels Argwohn rechtfertigen können, damals aber zeigten sich unter den Nationalmilizen oft der Wirrwar und die tumultuarischen Leidenschaften der Volksversammlungen.

In Ermangelung bedeutsamerer Anzeichen suchte der junge Friedensrichter, ob er unter diesen Leuten nicht bekannte Gesichter bemerkte. Seine amtlichen Functionen hatten ihn mit sämmtlichen Offizieren und Unteroffizieren der Gendarmen des Departements in Berührung gebracht und er hoffte daher, unter dieser Schaar mehre der Männer wiederzufinden, welche er so viele Mal gesehen.

Zum Unglück verdeckten die großen Hüte und Mäntel die Züge dieser Männer, welche übrigens außerordentlich aufgeregt zu seyn schienen und fortwährend an das Thor donnerten und dazu schrien wie Besessene.

Ein wenig seitwärts hielt ein Reiter, welcher der Anführer des Trupps zu seyn schien. Alles aber, was man an seinem Aeu-

ßern außer dem Mantel und dem Hute bemerken konnte, waren sein nach militärischer Weise in einen Zopf gebundenes Haar.

Weiterhin, unter den Bäumen der Allee, gab eine Frau welche ein Kind auf dem Arme trug, durch ihre Geberden Schmerz und Angst zu erkennen, obschon sie vollkommen frei zu seyn schien.

Wie man sich leicht denken kann, brauchte Daniel nicht lange Zeit, diese Beobachtungen zu machen. Neugierig, die wirkliche Eigenschaft der Angreifer kennen zu lernen, richtete er sich auf dem Dache des Backhauses in die Höhe und rief mit starker Stimme, welcher den Tumult übertäubte:

»Es lebe die Nation!«

Dieser Ruf war damals ein Sammelzeichen für die Freunde der Regierung und die Gendarmen beantworteten ihn gewöhnlich mit lautem Enthusiasmus.

Diesmal aber hatte dieser Ruf nur Erstaunen und Unruhe zur Folge. Man schwieg und alle Köpfe richteten sich empor.

Sobald man Daniel gewahrte, wurden mehre Flinten und Pistolen auf ihn angeschlagen; ehe aber noch ein Schuß fiel, sprengte der, welcher ein Offizier zu seyn schien, mit blankem Säbel heran.

»Was ist das?« rief er fluchend. »Wißt Ihr nicht, daß es bis auf weitere Ordre verboten ist zu schießen?«

Und als einer der Nationalgardisten nicht sofort die Flinte absetzte, schlug der Offizier so heftig mit seinem Säbel darauf, daß die Funken hervorsprühten.

Obschon muthig hatte doch Daniel sich eines Schauders

nicht erwehren können, als er sich auf diese Weise bedroht sah. Er faßte sich indessen sofort wieder, und als das Schweigen unter ihm plötzlich wieder hergestellt war, hob er mit noch ein wenig bewegter Stimme an:

»Ihre Leute, Bürgeroffizier, sind weder gute Patrioten noch gut disciplinirt. — Was wollen Sie denn?«

»Eine schöne Frage!« entgegnete der Anführer in spöttischem Tone, »hinein wollen wir!«

»Sehr gut. Die Bewohner der Meierei haben durchaus nicht die Absicht, der Staatsgewalt Widerstand zu leisten, wenn sie mit einer vorschriftmäßigen Vollmacht versehen ist. Haben Sie eine solche Vollmacht?«

»Ja wohl, das versteht sich, und wir werden sie Euch zeigen, sobald Ihr uns das Thor geöffnet habt.«

»Ich gestehe, daß ich ein wenig an dem Vorhandenseyn dieses Documents zweifle. Könnt Ihr mir nicht wenigstens sagen, von wem es unterzeichnet ist?«

»Nichts ist leichter als dies,« entgegnett der Offizier. »Es trägt die Unterschrift des Bürgers Daniel Ladrange, Friedensrichters von N***, Commissärs der Executivgewalt.«

Ein allgemeines Gelächter verrieth nun Daniel, daß er erkannt war und daß man seiner Autorität spottete.

Dennoch wollte er wieder das Wort ergreifen, um nähere Erklärungen zu verlangen, als der Offizier seinen Leuten ungestüm zurief:

»Was nützt das lange Geplauder! Da man uns dieses Thor nicht öffnen will, so müssen wir es bombardiren.«

»Ja wohl, wir wollen es bombardiren,« wiederholten die Andern alle.

Längs der äußern Mauer der Meierei lagen mehre nur roh behauene Balken. Eine gewisse Anzahl von Nationalgardisten übergaben ihre Gewehre ihren Cameraden, hoben dann den stärksten dieser Balken auf und legten ihn auf zusammengedrehte Taschentücher, so daß dadurch eine Art Mauerbrecher entstand. Nachdem sie dieses Manöver mit einer Gewandtheit ausgeführt, welche große Uebung verrieth, schwenkten sie den Balken einen Augenblick lang hin und her und schleuderten ihn dann mit furchtbarem Getöse gegen das Thor.

Die Breter desselben platzten, und obschon das Thor selbst noch nicht fiel, so konnte es doch augenscheinlich nicht dieser gewaltigen Maschine widerstehen, die durch so viele kräftige Arme in Bewegung gesetzt ward.

Daniel sah ein, daß es die höchste Zeit war, vom Dache herabzusteigen. Er hatte jetzt beinahe die Gewißheit, daß diese Leute weder Gendarmen noch Nationalgardisten waren — aber was waren sie denn? —

Chouans? Man war in der That hier nahe genug an der Vendée, daß eine dieser Banden, welche das Land unsicher machten, eine Spitze bis nach Breuil vorgeschoben hätte.

Räuber? Dies war ebenfalls nicht unmöglich. obschon die Bösewichter, welche damal Beauce und die Umgegend von Chartres und Orleans verheerten, in diesem Theile der Perche sich noch nicht gezeigt hatten.

Wie dem auch seyn mochte, so war die Gefahr für die Damen von Mereville nicht weniger drohend und Daniel zersann sich fast den Kopf, wie er sie den Händen der Elenden entziehen sollte die jetzt im Begriff standen, sich den Einlaß in die Meierei zu erzwingen.

Man ließ ihm nicht lange Zeit hierüber nachzudenken. Als er mit dem Fuße das Pflaster des Hofes berührte, hörte er schon Tritte hinter sich und gleich darauf fühlte er sich von starken Händen gepackt.

Zwei Männer in Nationalgardeuniform waren durch den Garten in die Meierei gedrungen und hatten sich auf ihn geworfen. Binnen wenigen Secunden war er zu Boden geworfen und gebunden. Ein ihm in den Mund gesteckter Knebel hinderte ihn zu schreien, was übrigens auch unter diesem betäubenden Lärm nicht gehört worden wäre.

Plötzlich flog der große Thorweg in Trümmer und Daniel sah die Räuber, denn solche waren es, in wildem Gewirr in den Hof hereinstürzen. Mehre riefen ihm im Vorbeigehen beleidigende und drohende Worte zu und liefen dann unter der Anführung des Offiziers, welcher mit einigen seiner Cameraden vom Pferde gestiegen war, während die andern noch den Haupteingang bewachten, nach dem Hause, in welchem die Bewohner der Meierei sich verbarricadirt hatten.

Nach einer kurzen Berathung beschloß man einmüthig, daß auch dieses letzte Hinderniß besiegt werden müsse.

Diesmal aber brauchte man keinen durch viele Arme gehandhabten Mauerbrecher anzuwenden. Zwei in dergleichen Operationen erfahrene Männer bemächtigten sich einer Pflugschaar, die unter einem Wetterdache lag und schon beim zweiten Schlage mit derselben stürzte die Thür ein und mit ihr der ganze Haufen von Hausgeräth welches man dahinter aufgethürmt.

Die Räuber stürzten hinein und sofort erhob sich ein furchtbares Angstgeschrei im Innern des Hauses.

Es fand hier ein kurzer aber furchtbarer Auftritt statt, dessen entsetzliche Einzelnheiten Daniel nur vermuthen konnte.

Das helle Licht welches man von außen bemerkte, war nach dem Einsturz der Thür plötzlich erloschen. Man hörte das Umstürzen von Geräthschaften, Fußstampfen und furchtbare Flüche, welche das Wehklagen der Frauen übertäubten. Der Gefangene glaubte sogar Mariens Stimme zu unterscheiden. Mit krampfhafter Anstrengung versuchte er die Stricke zu zerreißen, mit welchen er gebunden war, aber dieselben schnitten ihm desto tiefer ins Fleisch. Ohnmächtig und verzweifelt stieß er trotz seines Knebels ein dumpfes Gebrüll aus, welches nur den Spott seiner Wächter erweckte.

Endlich hörte der Tumult auf und der Anführer rief denen, welche sich Landrange's bemächtigt hatten, zu:

»Bringt diesen auch her — man wird sie alle zusammen vernehmen — macht aber schnell.«

Man hob den armen Daniel, der seiner Fesseln wegen nicht gehen konnte, vom Boden auf und trug ihn in das große Zimmer, wo man ihn mit solcher Heftigkeit auf die Diele warf, daß er einen Augenblick lang ganz betäubt war. Nichtsdestoweniger hielt das Bewußtseyn der Gefahr, in welcher ihm so theure Personen schwebten, ihn ab, ganz ohnmächtig zu werden, und bald hob er, seine furchtbaren Schmerzen überwindend, unmerklich den Kopf empor, um zu sehen, was um ihn her vorgehe.

Sey es nun in Folge des stattgefundenen Kampfes, oder sey es aus Vorsicht der Räuber, welche erkannt zu werden fürchteten, so waren, wie wir bereits gesagt haben, alle

Lichter ausgelöscht worden und das große Zimmer war nur noch durch die flackernde Flamme des Herdes und durch einen schwachen Mondschein erleuchtet, den die zerschlagene Thür hereinfallen ließ.

Bei diesem zweifelhaften Scheine sah Daniel gleichwohl deutlich, daß sämmtliche Bewohner der Meierei, Pächter und Pächterin, Knechte und Mägde, gefesselt und geknebelt wie er auf der Erde lagen.

Man hatte die Vorsicht so weit getrieben, daß man ihnen den Kopf mit Tüchern umwickelt hatte, um sie ihre Verfolger nicht sehen zu lassen, so daß diese Schlachtopfer einer gräßlichen Barbarei selbst unkenntlich waren.

Unbeweglich im Schatten liegend, gaben sie kein anderes Lebenszeichen als ein dumpfes Aechzen.

Ohne weiter an sie zu denken sprengten die mit Zangen und Brecheisen bewaffneten Banditen die Schränke der Mutter Bernard auf.

Als einer der Bösewichter sah, daß Ladrange die Augen noch nicht verbunden waren, ergriff er ein Stück dicke Leinwand und wickelte es ihm um den Kopf. Ehe der junge Mann aber auf diese Weise den Gebrauch seiner Augen verlor, hatte er Zeit gehabt, nicht weit von sich eine schlanke Gestalt liegen zu sehen, von der er glaubte, daß sie Marien von Mereville gehöre.

Es dauerte nicht lange, so ließ die Stimme des Offiziers sich abermals hören.

»Schämt Ihr Euch nicht,« sagte er zu seinen Leuten in einer fremden Sprache, welche Rothwälsch zu seyn schien, »die Zeit damit zu verlieren, daß Ihr die Lumpen eines armen

Teufels von Pächter durchwühlt, während diese Nacht so viel Gold und Silber eintragen soll? Donnerwetter! Macht man sich wohl ein Vergnügen daraus, Kleien zusammen zu raffen, wenn man seinen Sack mit Weizenmehl füllen kann?«

Trotz dieser Bemerkungen fuhren die Banditen fort, die Schränke zu plündern und es war augenscheinlich, daß die Autorität dieses Anführers eben nicht sehr respectirt ward.

Nach einer Pause hob er, aber diesmal gut französisch und jedes Wort gut betonend, wieder an:

»Na, — unsere Lämmer sind alle sehr zahm geworden und werden sich ohne Zweifel bis morgen Früh ganz ruhig verhalten. Wenn sie still liegen, so wird man ihnen nichts Uebles zufügen — wenn sie sich aber rühren, dann wehe ihnen! Hat man denn auch nachgesehen, ob nicht vielleicht auch Bettelleute hier übernachten?«

»Ja wohl,« antwortete eine andere Stimme mit widerlichem Gelächter, »in dem Stalle fanden wir zwei Landstreicher, die man erst zur Raison bringen mußte. Der eine ist ein verwundeter Hausirer, der nicht gefährlich werden kann, denn er war kaum im Stande, sich auf den Füßen zu halten, und ein kleiner fremder Feldarbeiter, dessen Junge flinker zu seyn scheint als der Arm. Wir haben den beiden Bürschchen die Hände gebunden, ihnen einen Maulkorb angelegt und sie in den Heuboden eingeschlossen.«

Diese Stimme klang gerade wie die des fremden Feldarbeiters selbst. Ueberdies hatte das eben Gesagte ohne Zweifel eine für die Banditen sehr drollige Bedeutung, denn alle fingen an laut zu lachen.

Diese unzweideutige Heiterkeit ward plötzlich durch eine neue auftretende Person bedeutend gedämpft.

»Zum Teufel!« rief plötzlich eine starke Stimme von außen, »wie lange wollt Ihr mich denn warten lassen? Führt den Pächter her; wir werden seiner bedürfen.«

Tiefe Stille herrschte sofort im Hause und diesmal beeilte man sich der Autorität zu gehorchen, welche sich soeben kundgegeben.

Die meisten der Räuber gingen hinaus. Andere bemächtigten sich Bernard's, welcher mit seinen Leuten auf der Erde lag, und nachdem sie ihm die Stricke von den Füßen gelöst, wollten sie ihn zwingen zu gehen. Der arme Mann weigerte sich — man schlug ihn.

»Keine Gewaltthätigkeit!« rief der geheimnißvolle Anführer. »Ihr wißt wie die Befehle lauten. Jeder, der ihnen zuwiderhandelt, wird bestraft.«

Man schleppte Bernard fort. Der Offizier blieb mit zwei andern Banditen und den Gefangenen allein im Saale zurück.

»Du, dicker Normann, und Du, Ohne-Daumen,« sagte er auf rothwälsch zu seinen Cameraden, »Ihr bleibt hier als Wache. Besauft Euch nicht in dem Weine des Pächters. Der Alte ist auf schlechter Laune und würde Euch mit Stockhieben auszahlen oder Euch auch gleich eine Kugel durch den Kopf jagen, das sage ich Euch im Voraus. Es werden noch zwei Cameraden da bleiben, um die Runde um das Haus zu machen — also seyd Ihr Eurer genug. Mißhandelt aber die Gefangenen nicht, sobald sie sich ruhig verhalten. Aber,« fuhr er auf gut französisch und in erhobenem Tone fort, »wenn sie sich widerspenstig zeigen, so geht hinaus, schließt die Thür zu und steckt die Bude an allen vier Ecken in Brand, das wird sie schon zahm machen.«

»Kommst Du denn, Rother?« rief man von außen.

»Da bin ich.«

Der Offizier ertheilte noch einige Befehle mit leiser Stimme, dann verließ er rasch das Zimmer.

Einen Augenblick später setzten Infanterie und Cavallerie sich in Marsch und schienen den Weg nach dem Schlosse Breuil einzuschlagen.

Daniel fühlte eine Angst, welche ihn seine furchtbaren physischen Schmerzen vergessen machte. Der Blutumlauf stockte in den gefesselten Gliedern, der Knebel erstickte ihn fast, die Hülle, welche seine Augen bedeckte, verursachte ihm einen förmlichen Schwindel, aber er stählte sich gegen alles dies.

Das Aechzen, welches er von verschiedenen Theilen des Zimmers her vernahm, bewies ihm, daß es seinen Unglücksgefährten nicht besser ging. Ganz besonders hörte er dicht neben sich dumpfe Klagen. welche eine unerträgliche Qual verriethen.

Seine theure Marie war es, welche dieses Wehklagen hören ließ, aber was sollte er thun? Die beiden mit der Bewachung des Hauses beauftragten Banditen plauderten ruhig in ihrem unverständlichen Rothwälsch.

An dem schwachen Schimmer, welche seine Hülle durchdrang, merkte Daniel, daß sie ein Licht angezündet hatten so wie die Nähe ihrer Stimme verrieth, daß er sich zu ihren Füßen befand, unmittelbar unter ihren Blicken und allen Brutalitäten ausgesetzt, welche sie vielleicht bei der ersten verdächtigen Bewegung an ihm zu üben gedachten.

Nichtsdestoweniger glaubte er etwas wagen zu müssen, um seiner Unglücksgefährtin beizustehen. Er lag auf dem

Rücken. — keine Bewegung der Arme und der Beine schien ihm möglich zu seyn. Er begann daher langsam den Kopf zu bewegen, so daß die doppelten Bandagen, welche seinen Mund und seine Stirn umgaben, allmälig herabrutschten. Diese Bewegung machte anfangs den Druck nur um so schmerzhafter, bald aber gelang es ihm, seine Bemühungen verdoppelnd, die Athmungsorgane ein wenig freier zu machen und endlich deutlich durch die einfache Leinwand hindurchzusehen, welche jetzt noch allein den obern Theil seines Gesichtes bedeckte.

Nachdem er es aber so weit gebracht, mußte er ausruhen. Seine Kraft war zu Ende und er war wie in Schweiß gebadet. Deshalb verhielt er sich unbeweglich und studirte die Situation der verschiedenen Personen, welche hier in dem großen Zimmer der Meierei beisammen anf der Erde lagen.

Die beiden Räuber saßen in der That nur wenige Schritte von ihm entfernt an einem Tische, auf welchem ein Licht stand. Der eine trug die Uniform eines Nationalgardisten, der andere die eines Gendarmen. Ihre Gesichter waren mit Kohle geschwärzt und während sie plauderten, rauchten sie dazu aus Hornpfeifen.

Die Gefangenen befanden sich noch in derselben Position wie früher. Die einen waren stumm und wie der Besinnung beraubt, während andere fortwährend leise winselten. Frau von Mereville, die neben ihrer Tochter lag, schien ohnmächtig zu seyn, die arme Marie aber litt an krampfhaften Zuckungen, und es war, als wäre sie nahe daran, den Geist aufzugeben.

Die Besorgniß um die geliebte Cousine erfüllte Daniel

mit neuer Energie. Dennoch mußte er mit äußerster Klugheit zu Werke gehen. Er fühlte, daß er dem vollen Scheine des Lichtes ausgesetzt war und er errieth, daß die Blicke seiner Hüter auf ihm ruhten. Die geringste falsche Bewegung konnte auf grausame Weise bestraft werden. Er bemühte sich daher, durch gemessene und gleichsam unbewußte Bewegungen sich Marien zu nähern. Von Zeit zu Zeit blieb er still liegen und rührte sich nicht, bald aber fuhr er, durch die Arglosigkeit der Banditen beruhigt, wieder fort mit der Geduld eines jagenden Indianers weiterzurücken, welcher dem durchbohrenden Blicke des auf der Lauer liegenden Tigers zu entgehen sucht.

Was erwartete er von diesem Manöver? Ohne Zweifel nichts weiter als den Trost, sich dem Fräulein von Mereville näher zu befinden, vielleicht ihr ein Wort der Ermuthigung zuflüstern zu können. Zu seiner großen Freude aber bemerkte er, daß diese fortwährenden Bewegungen zur Folge hatten, daß der Strick, womit seine Hände gebunden waren, locker ward, und nach noch einigen sorgfältig verhehlten Anstrengungen fühlte er seine Arme plötzlich frei.

Dies war viel, aber es war nicht Alles. Wenn er ohne Weiteres von der wiedererlangten Fähigkeit Gebrauch machen wollte, so konnte man ihn von neuem und diesmal so fest binden, daß alle ferneren derartigen Versuche unmöglich gemacht wurden. Auch fiel es ihm daher nicht ein die Arme auszustrecken und er fuhr fort mit unendlicher Vorsicht langsam weiterzurutschen.

Endlich war er neben der Person, welche er für Marie hielt und indem er seinen noch in das Tuch gehüllten Kopf leise nach ihr hinwendete, murmelte er:

»Marie, liebe Marie, hörst Du mich?«

Die Athemzüge seiner Nachbarin wurden so mühsam und keuchend, daß sie fast klangen wie das Röcheln eines Sterbenden.

»Mein Gott, sie erstickt!« dachte Daniel.

Ohne die möglichen Folgen seiner Verwegenheit zu berechnen, zog er rasch einen seiner Arme unter seinem Körper hervor und bewegte ihn nach der Unglücksgenossin. Zufällig stieß seine Hand auf eine dichte Leinwandbinde, welche er mit rascher Bewegung entfernte. Ein Erleichterung verrathender Seufzer dankte ihm für diese unerwartete Hilfe. Er dagegen beeilte sich seine Hand wieder zurückzuziehen, denn er zweifelte, daß diese kühne Bewegung seinen Hütern entgangen sey.

Und dennoch war dem so. Die mit ihrer Unterhaltung beschäftigten Banditen schienen nicht mehr an die Gefangenen zu denken, deren furchtbare Lage mit jedem Augenblicke qualvoller ward. Draußen herrschte tiefes Schweigen. Man hätte glauben können, daß außer diesen beiden Männern die ganze Bande den Pachthof von Breuil verlassen habe.

Daniel versuchte, ermuthigt durch den Erfolg seiner ersten Bemühungen, seine Augen vollständig von der sie bedrohenden Hülle zu befreien. Auch dies gelang ihm glücklicherweise und er konnte seine Hüter jetzt genauer ins Auge fassen als zeither.

Der, welcher die Gendarmenuniform trug, war ein Mann von vierzig Jahren, mit einem Hals wie ein Stier und frisirtem Haar. Sein aufgedunsenes Gesicht verrieth, trotzdem daß es mit Kohle geschwärzt war, den gemeinen Trunkenbold.

Der zweite, der mit einem gewissen Grade von Prätension als Nationalgardist uniformirt war, schien kaum achtzehn Jahre zu zählen und sein schiefer Blick, sein fettes Haar und ein gewisser cynischer Ausdruck in seinem Lächeln und seinen Manieren verriethen Laster anderer Art.

Uebrigens hatten Beide ein robustes, entschlossenes Aeußeres. In dem Gürtel trugen sie Pistolen und ihre blanken Säbel lagen auf dem Tische, so daß sie sofort zur Hand waren.

Daniel scheute sich nicht vor einem möglichen Kampfe mit diesen furchtbaren Banditen. Er überlegte, daß, wenn es ihm gelänge, seine Beine ebenso freizumachen, wie er schon seine Hände freigemacht, es ihm leicht seyn würde, sich unversehens auf sie zu stürzen und sich eines ihrer Säbel zu bemächtigen. Dann konnte er vielleicht die äußere Thür erreichen, mit seiner Waffe den niederstoßen, der ihm den Weg versperren wollte, und ins Freie entfliehen.

Dann aber hätte er Marien verlassen müssen, welche anfing, wieder zur Besinnung zu kommen und der junge Mann wußte wohl, daß die größten Gefahren für die Gefangenen noch nicht vorüber waren.

Der Bandit, welchen man den dicken Normann genannt, legte seine Pfeife auf den Tisch, sah sich mit wildem Blick ringsum und sagte in übelgelauntem Tone, aber ohne sich seiner gewohnten Gaunersprache zu bedienen:

»Morbleu, Ohne-Daumen, sollen wir denn die ganze Nacht so hiersitzen, ohne uns ein wenig die Gurgel anzufeuchten? Ich habe gewaltigen Durst. Dieses Haus sieht sehr gut aus und es muß doch hier etwas zu trinken geben!«

»Nimm Dich in Acht,« entgegnete sein Camerad. »Du weißt, es ist uns verboten uns zu benebeln. Erinnere Dich dessen, was der Rothe uns eingeschärft hat!«

»Ich sage Dir aber, daß ich Durst habe, und wenn man mir das Trinken verwehrt, so entsage ich dem ganzen Handwerk. Donnerwetter und Teufel! Ich kümmere mich um den Rothen eben so wenig als um die Andern. Halten Sie uns vielleicht für ehemalige Nonnen?«

»Wenn unser Anführer Dich hörte, würdest Du nicht so sprechen.«

Ohne hierauf weiter etwas zu entgegnen, begann der dicke Normann in den Behältnissen herumzuwühlen, deren Schlösser sämmtlich aufgesprengt worden. Bald kehrte er mit zwei Flaschen zurück, die eine goldfarbene Flüssigkeit enthielten.

»Das muß Aepfelwein seyn,« sagte er vergnügt.

Und er setzte eine der Flaschen an den Mund. Während er in langen Zügen trank, malte sich ein immer deutlicherer Ausdruck von Seligkeit auf seinem Gesicht.

Endlich überwand er sich doch, wiewohl nicht ohne Mühe, die Flasche wieder abzusetzen, bot sie seinem Cameraden und sagte, indem er mit der Zunge schnalzte:

»Wir werden eine ganz angenehme Nacht hier zubringen; — koste nur einmal — ächter Cognac!«

Ohne-Daumen ließ sich trotz der kurz vorher ausgesprochenen Bedenklichkeiten nicht lange bitten und trank eine etwas mäßigere, aber immer nicht ganz unbedeutende Quantität von dem gerühmten Cognac. Dann zündete er seine Pfeife wieder

an. Nach wenigen Augenblicken begann das Getränk ihn zu berauschen.

»Dicker Normann,« sagte er. »weißt Du, daß es unter den Frauen, die hier liegen, eine sehr hübsche gibt, die ich nicht übel Lust hätte zu umarmen?«

»Da möchte ich Dir rathen Dich deinerseits wohl in Acht zu nehmen; der Rothe hat befohlen, die Gefangenen durchaus unbehelligt zu lassen. Trinken wir lieber, das dient zur Erfrischung.«

Und er machte einen erneuten Angriff auf die Flasche.

»Gut!« hob Ohne-Daumen wieder an, »wenn man sich erfrischen darf, so ist es auch nicht verboten, sich einen Spaß zu machen — sich die Zeit zu vertreiben. Ich sage Dir, daß eine dieser Creaturen sehr jung und hübsch ist. Ich habe sie gesehen, während Grünrock beschäftigt war sie zu binden. Aber welche ist es denn? Ich weiß nicht mehr, wo sie liegt.«

Er wollte aufstehen; der Trunkenbold hielt ihn zurück.

»Trink!« rief er, indem er ihm wieder die Flasche bot.

Ohne-Daumen widerstand eben so wenig als das erste Mal; seine Neugierde aber schien dadurch nicht vermindert zu werden. Endlich erhob er sich und ging, ohne auf den dicken Normann, der ihn zurückrief, zu hören, mit wankendem Schritte auf die weiblichen Gefangenen zu und bückte sich, um ihnen in's Gesicht zu sehen.

Die erste war die Pächterin selbst. Er riß das alte Tuch weg, welches man der Mutter Bernard um die Augen gewickelt hatte. Als die arme Frau das Licht erblickte, stammelte sie mit matter Stimme: »Mein Mann — meine Tochter!«

Ohne-Daumen ließ das Tuch wieder fallen und entfernte

sich lächelnd, um die Binde von den Augen der Frau von Mereville zu entfernen. Die Marquise war ganz roth im Gesicht und ihr Blick stier und unheimlich. Es war als ob sie in Folge ihrer Ohnmacht in ein hitziges Fieber verfallen wäre. Sie heftete ihren gleichzeitig erschrockenen und drohenden Blick auf den Räuber, aber ohne ein Wort zu sprechen. Ohne-Daumen prallte wieder lachend zurück.

»Bei den Hörnern des Teufels,« stammelte er, »die sieht mir eben nicht sehr liebenswürdig aus. Aber wo muß denn die seyn, die ich so hübsch fand?«

Und indem er in dem ganzen Zimmer herumsuchte, gewahrte er endlich Marien, welche sich im Schatten zu verkriechen suchte.

Schon hatte die Unglückliche errathen, daß sie es war, welche man suchte. Sie wendete sich zu Daniel herum und sagte ihm leise in's Ohr:

»Ehe dieser Elende mir zu nahe kommt, tödte mich, Daniel — ich liebe Dich.«

So entsetzlich Ladrange's Lage in diesem Augenblick auch war, so empfand er doch ein unaussprechliches Gefühl von Freude, als er dieses für ihn so entzückende Geständniß hörte. Es war dies aber nur ein Blitz. Er mußte sich gefaßt machen Marien zu vertheidigen, und wäre es mit Aufopferung seines eigenen Lebens.

Der Tisch, auf welchem die Waffen lagen, war nur wenige Schritte entfernt, Daniel aber konnte sich mit seinen gebundenen Beinen nicht rasch genug bewegen, um sich eines der blanken Säbel zu bemächtigen, welche er beim Scheine des Lichtes funkeln sah. Zum Glück waren seine Arme — wie wir

bereits gesagt — frei und indem er auf dem Boden hinrutschte, bemerkte er, daß einer der Ziegel, auf welchen er lag, sich ein wenig hin- und herbewegen ließ. Sich die Finger blutig kratzend, gelang es Labrange endlich doch, den Ziegelstein ganz herauszuheben. Mit dieser improvisirten aber furchtbaren Waffe versehen, beschloß er damit aus voller Kraft einen Streich gegen den Banditen zu führen, wenn dieser Marien zu berühren wagte.

Diese Maßregeln wurden mit der Schnelligkeit getroffen, welche die Umstände erheischten, und Daniel sagte leise zu seiner Cousine:

»Verlaß Dich auf mich.«

In diesem Augenblicke kam Ohne-Daumen auf sie zu. Der fortwährend wachsame Daniel sah ihn kommen und faßte seinen Ziegelstein krampfhaft fester. Sein Arm streckte sich aus wie eine Stahlfeder, um die Stirn des Elenden zu zerschmettern, als man schüchtern die Thür aufstieß und Fanchette Bernard oder vielmehr die Blatternarbige, wie man sie nannte, mit ihrem Knaben in's Haus trat.

Die beiden Banditen griffen beide nach ihren Säbeln.

»Nichtswürdige!« rief Ohne-Daumen, »was willst Du hier?«

»Na,« entgegnete der dicke Normann, welcher die Blatternarbige zu erkennen schien, »siehst Du denn nicht, daß sie eine der Unsern ist? Sie muß doch die Parole wissen, da unsere Schildwachen sie durchgelassen haben. Vielleicht bringt sie uns Befehle vom Commandanten.«

»Ich habe keine Befehle für Euch, Ihr Herren,« entgegnete die Blatternarbige demüthig; »ich bin eine arme obdachlose Frau und da ich mit meinem Kinde nicht im Freien

übernachten kann, so glaubte ich, Ihr würdet uns vielleicht erlauben, die noch übrigen Stunden der Nacht hier zuzubringen.«

»Wie?« rief der dicke Normann, »Du gehörst nicht zur Bande und Du magst —«

»Sagte ich es nicht gleich?« setzte Ohne-Daumen hinzu, indem er seine Waffe abermals gegen die Bettlerin erhob.

Diese beeilte sich einige seltsame Worte auszusprechen und die beiden Banditen waren sofort ruhig.

»Nun, warum thust Du den Mund nicht eher auf?« entgegnete der dicke Normann. »Wohlan, ruhe hier aus mit deinem Kleinen, wenn Du es einmal willst, ich wüßte nicht, warum wir es nicht erlauben sollten.«

Er setzte sich wieder nieder und trank aufs neue. Ohne-Daumen war nicht so leicht zu beschwichtigen.

»Das ist eine Spionin,« sagte er in düsterem Tone, »aber ich werde Acht geben.«

Mit diesen Worten setzte er sich wieder neben seinen Cameraden, der ihm philosophisch die Flasche zuschob.

Die Blatternarbige schien sich sehr zu freuen, daß sie Zutritt in das Haus erhalten. Sie setzte sich auf eine Bank, während ihr Knabe zu ihren Füßen spielte, und ließ ihren Blick langsam umherschweifen. Das unzulängliche Licht jedoch, welches das Gemach erleuchtete, gestattete ihr nicht, unter allen diesen unbeweglichen, verhüllten Personen die zu erkennen, welche sie vielleicht zu suchen gekommen war.

»Nun, Blatternarbige,« rief endlich der dicke Normann, dessen Zunge in Folge des genossenen starken Getränkes etwas schwer zu werden begann, »bringst Du uns Nachrichten von da unten?«

»Ja, ja, Alles geht gut,« entgegnete die Bettlerin mit zerstreuter Miene. »Es ist dem Pächter Bernard kein Leid geschehen. Man hat blos von ihm verlangt, das Thor des Schlosses öffnen zu lassen. Er ist gesund und unversehrt, das weiß ich ganz bestimmt.«

Diese Mittheilung schien mehr an eine der andern Personen außer den beiden Banditen gerichtet zu seyn. Ein matter Schrei, der von dem andern Ende des Gemaches her sich hören ließ, bewies, daß Fanchette verstanden worden war.

»Dort liegt also meine Mutter,« dachte sie. Dann neigte sie sich zu dem kleinen Knaben herab und flüsterte ihm ganz leise einige Worte zu.

Der eine der beiden Banditen schlug ein lautes Gelächer auf, während der andere mit argwöhnischer Miene die Stirn runzelte.

»Morbleu! Weib,« hob der dicke Normann an, »Du willst uns wohl zum Besten halten? Was fragen wir denn nach dem Pächter! Unsertwegen kann er leben oder sterben, das ist uns ganz gleich. Ich frage Dich, wie weit das Werk in dem Hause des wackern Bürgers gediehen ist?«

»Das — das weiß ich nicht,« stammelte die Blatternarbige, die augenscheinlich an etwas ganz Anderes dachte.

»Horch!« rief Ohne-Daumen, indem er mahnend den Zeigefinger emporhob.

Man hörte in der Ferne ein lange anhaltendes durchbohrendes Geschrei gleich dem eines Menschen, den man zu erwürgen im Begriff steht. Das Schloß Breuil lag wenigstens eine Viertelstunde von der Meierei entfernt, aber das Schweigen der Nacht war so tief und die Stimme eine so

durchdringende, daß dieses Geschrei wohl von dem Schlosse herkommen konnte.

„Aha! Alles geht wunderschön,“ sagte Ohne-Daumen, indem er sich die Hände rieb.

„Trinken wir!“ sagte der dicke Normann, welcher mit unsicherer Hand die zweite schon beinahe leere Flasche faßte.

Als Daniel dieses furchtbare Geschrei hörte, wollte er aufstehen, sank aber sofort wieder zurück und weiteres Nachdenken erinnerte ihn, daß ein Versuch von seiner Seite, dem alten Ladrange zu Hilfe zu eilen, vergeblich seyn würde.

Uebrigens konnte er Marien in diesem Augenblick der Gefahr nicht verlassen und wenn er es auch gekonnt hätte, welche Hilfe hätte er wohl seinem Onkel gegen die zahlreiche Schaar der Bösewichter leisten können, welche ohne Zweifel in das Schloß Breuil eingedrungen waren?

Er ward daher wieder unbeweglich und die Dunkelheit verbarg die qualvollen Gemüthsbewegungen, welche sich auf seinem Angesicht spiegelten. Bald ward das ferne Geschrei schwächer und verhallte endlich ganz.

Die Blatternarbige blieb anscheinend gleichgiltig gegen das, was draußen vorging. Auf einer Bank sitzend, hatte sie den Kopf an einen Schrank gelehnt und rührte sich nicht mehr. Es war als ob sie sich zum Einschlafen anschickte. Ihr Knabe kroch zu ihren Füßen herum und bewegte sich wie spielend zwischen den gefesselt auf dem Boden liegenden Personen hin und her, welche man für todt hätte halten können, wenn sie nicht zuweilen zusammengezuckt wären oder einen schmerzlichen Seufzer ausgestoßen hätten.

Auf Knien und Händen rutschend schien er blos dem

Bedürfniß nach Bewegung und der seinem Alter eigenen Neugier zu gehorchen.

Daniel vermuthete jedoch, daß die Mutter ihm verstohlene Winke gäbe, da aber die Bettlerin im Schatten saß, so konnte man sich von dieser Thatsache nicht bestimmt überzeugen.

Es dauerte nicht lange, so machte der Knabe bei Mutter Bernard Halt und legte sich ebenfalls auf den Boden nieder. Dabei fuhr er fort sich auf unregelmäßige Weise zu bewegen und drehte sich zuweilen nach den Banditen herum, um sie anzulächeln. Mit einem kleinen schlechten Messer mit wackeliger Klinge versehen, zerschnitt oder durchsägte vielmehr Fanchettens Sohn vorsichtig die Stricke, mit welchen man die Füße und Hände der Pächterin gefesselt hatte.

Diese Aufgabe ward mit so vieler Gewandtheit gelöst, daß die Banditen nichts davon bemerkten. Nur die Blatternarbige erwartete mit angstvoller Spannung das Ergebniß.

Endlich richtete der Knabe sich auf und sah bald seine Mutter, bald die Pächterin mit einem naiven Gemisch von Verwunderung und Verlegenheit an. Die Mutter selbst schien nicht zu begreifen, warum die Pächterin immer noch unbeweglich blieb. In ihrer Unruhe und Besorgniß heftete sie ihre fragenden Blicke auf den kleinen Knaben, welcher, da er nicht mehr wußte, was er thun sollte, anfing zu weinen. Fanchette lief auf ihn zu, wie um ihn zu trösten, nahm ihn in ihre Arme und sagte ihm leise in's Ohr:

»Schrei — schrei so laut Du kannst.«

Der Knabe gehorchte.

Der dicke Normann brummte unwillig etwas in den

Bart, während Ohne-Daumen dem armen Kleinen mit der Faust drohte und schwur, ihm alle Knochen zu zerschlagen, wenn er nicht augenblicklich schwiege.

Die Blatternarbige benutzte diesen Augenblick, um sich zur Pächterin herabzuneigen.

»Mutter,« sagte sie rasch im Bauerndialekt, »eure Fesseln sind zerschnitten, die Thür steht offen; fliehet durch den Garten!«

»Nein,« entgegnete die Pächterin in derselben Sprache, indem sie den Kopf wegwendete, »ich bleibe. Ich will einer Elenden, wie Du bist, nichts zu verdanken haben.«

Die Blatternarbige hatte jedoch diese grausame Antwort nicht gehört. Wieder zu ihrem Kinde zurückkehrend that sie, als ob sie es durch sanftes Zureden zu begütigen suchte, während sie in der That den ihr eigenes Herz verwundenden Muth besaß, den Knaben verstohlen zu kneipen, um ihn zu zwingen, noch lauter zu schreien.

»Mutter,« rief sie dann der Pächterin nochmals leise zu, »ich bitte Euch, fliehet!«

Diesmal aber hörte sie trotz des Weinens des Knaben deutlich die mit tiefer Entrüstung gegebene Antwort:

»Laß mich, nichtswürdige Heuchlerin. Ich habe mehr Abscheu vor Dir als vor den Räubern und Mördern, deren Freundin und Mitschuldige Du bist! Sie mögen mich umbringen, denn ich kann nicht mit dem Gedanken leben, daß ich ein Ungeheuer, wie Du bist, zur Welt geboren!«

Bei dieser furchtbaren Anklage verlor die Blatternarbige ihre Geistesgegenwart. Alles um sich her vergessend, wendete sie sich zur Mutter Bernard und sagte ganz laut:

»Meine Mutter, verdamme mich nicht, ohne mich gehört zu haben. Ich schwöre Dir, daß ich niemals ein Verbrechen begangen habe. Wenn Ihr wüßtet —«

»Schweig!« entgegnete die Pächterin in demselben Tone, »dein Vater hatte Recht — Du bist verflucht und verdammt.«

Der Kleine war plötzlich still geworden und die beiden Banditen hörten dieses Zwiegespräch zwischen Mutter und Tochter. Anfangs waren sie ganz verblüfft durch diese Kühnheit, dann sprangen sie fluchend von ihren Sitzen auf.

»Ich dachte mir's wohl,« rief Ohne-Daumen, »dieses nichtswürdige Weib ist eine Spionin, welche den Gefangenen zur Flucht verhelfen will und ihr Bube hat ihnen die Stricke zerschnitten.«

»Machen wir ihnen allen Beiden den Garaus,« stammelte der dicke Normann.

Aber er konnte sich nicht auf den Füßen halten, sondern fiel auf seinen Sitz zurück und hielt sich krampfhaft an den Tisch an. Ohne-Daumen, der weit weniger betrunken war, wollte sich auf die Blatternarbige stürzen, aber in dem Augenblick, wo er an Daniel vorbeikam, faßte ihn dieser unversehens am Bein. Der Bandit schlug mit dem Gesicht zu Boden, und obschon er keinen großen Schaden nahm, so blieb er doch einige Secunden lang von dem Sturz betäubt liegen.

Dies gab Fanchetten ihre Geistesgegenwart wieder. Sie ergriff ihren Knaben und wendete sich wieder zu der Pächterin. »Mutter,« rief sie laut, »mein Vater und Ihr habt mich von Euch gestoßen, als ich Euch retten und zum Guten zurückkehren wollte. Ihr werdet mich nie wiedersehen — möge Gott Euch verzeihen!«

Und sie eilte wie sinnlos davon.

Es war auch die höchste Zeit. Ohne-Daumen hatte sich vor Wuth schäumend wieder aufgerafft. Als Fanchette forteilte, ergriff er eines seiner Pistolen, spannte es und lief ihr nach. Er gewahrte sie noch am andern Ende des Hofes in der Richtung des Gartens. Er streckte den Arm aus und gab Feuer. Zum Glück brannte der Schuß von der Pfanne und die Fliehende verschwand.

Die Klugheit verbot dem Banditen, seinen Posten zu verlassen und die Fliehende weiter zu verfolgen. Deshalb kehrte er in das Haus zurück und versuchte, um neuen Ueberraschungen vorzubeugen, die zerschlagene Thür wieder auszubessern; da er damit nicht zu Stande kommen konnte, so rief er seinen Cameraden zu Hilfe.

Der dicke Normann aber war nicht mehr in der Verfassung irgend welchen Beistand zu leisten, denn nachdem er einen Augenblick lang gegen die Betäubung, die sich seiner bemächtigte, angekämpft, war er endlich besinnungslos unter den Tisch gefallen.

Ohne-Daumen thürmte, als er sah, daß er nur noch auf sich selbst rechnen konnte, einige leichte Hausgeräthschaften gegen die Thür und beeilte sich dann die arme Pächterin von neuem zu knebeln. Dann beschloß er zu untersuchen, ob es nicht vielleicht auch einigen anderen Gefangenen gelungen sey, sich ihrer Bande zu entledigen.

Er wußte nicht, daß Daniel ihn wenige Augenblicke zuvor zum Sturze gebracht, sondern sah den Grund davon in einem unglücklichen Zufall. Nichtsdestoweniger stand er in Folge seines angebornen Mißtrauens im Begriff, eine für

Ladrange sehr gefährliche Untersuchung vorzunehmen, als ein neuer Umstand seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Die Bauernhaube, welche Marie trug, war ihr vom Kopfe gefallen, und ließ lange, wallende, blonde Locken sehen. Die verschobene Binde bedeckte auch nicht mehr den untern Theil ihres feinen, marmorweißen Gesichtes. Man errieth ihren zarten, geschmeidigen Wuchs unter den groben Gewändern. Ihre Schönheit offenbarte sich wie ein verborgener Diamant plötzlich und wider ihren eigenen Willen in dem schwachen Lichtstrahl, der sie zufällig beleuchtete.

»Das ist sie!« rief Ohne-Daumen. »Das ist die, welche ich schon vorhin suchte! Bei allen Teufeln der Hölle, sie ist noch hundertmal schöner, als sie mir anfangs erschien.«

Mademoiselle von Mereville hörte diese Worte und zitterte an allen Gliedern. Daniel aber hatte sie auch gehört und seine Hand suchte in der Dunkelheit den Säbel, welchen der dicke Norman hatte fallen lassen, als er unter den Tisch sank.

Ohne-Daumen zögerte und eine geheime Furcht bemächtigte sich seines Gemüthes.

»Na,« sagte er endlich, »was kann es denn schaden, wenn ich ihr einen Kuß raube? Uebrigens sieht mich ja Niemand.«

Er neigte sich zu Marien herab und entfernte vollends die Binde, welche noch einen Theil ihres Gesichtes verbarg. Bei der ersten Berührung von der Hand des Banditen aber zuckte sie vor Entsetzen zusammen und stieß einen durchbohrenden Schrei aus.

Schnell wie ein Gedanke richtete sich Daniel empor, eine

Klinge funkelte in der Luft und fuhr auf Ohne-Daumen herab, der sofort von Blut überströmt zu Boden stürzte.

Die Schwierigkeit, welche Daniel fand, sich mit zusammengebundenen Beinen zu bewegen, war der Grund, daß die Wunde keine sehr tiefe war, denn der Säbel hatte den Kopf des Banditen nur gestreift. Letzterer richtete sich daher auch, obschon heftig blutend, wieder auf die Knie empor und versuchte sich des Säbels zu bemächtigen, welchen Ladrange noch gefaßt hielt.

Sie kämpften einen Augenblick gegen einander mit ziemlich gleicher Kraft, und Jeder suchte sich der Bewegungen seines Gegners zu bemeistern. Der Säbel zerbrach und es fiel ihnen nicht ein, sich die unnützen Bruchstücke streitig zu machen. Mit übermenschlicher Wuth wälzten sie sich Einer über den Andern, ohne ein Wort zu sprechen.

Mademoiselle von Mereville war, nachdem sie einen wiederholten Ruf des Entsetzens ausgestoßen, ohnmächtig geworden.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.